

Tragödie eines Gefangenen

Petter Moens
Tagebuch
herausgegeben
von
Edzard Schaper



FISCHER * BÜCHEREI

Das gute Buch für jedermann



PETTER MOEN

war dreiundvierzig Jahre alt, als er in der Nacht vom 7. zum 8. September 1944 mit 394 Mithäftlingen beim Untergang eines Transportschiffes im Skagerrak ums Leben kam. Am 4. Februar hatte man Moen, den Leiter der illegalen norwegischen Widerstandspresse, der von Beruf Versicherungsmathematiker war, verhaftet. Am siebenten Tag der Haft im Osloer Gestapo-Gefängnis begann er seine Tagebuchaufzeichnungen. Man fand sie nach seinem Tode: Papierblätter, die »Schrift« hineingestochen. Die letzte Eintragung geschah am zweihundertundvierzehnten Tag der Gefangenschaft. In den Notizen eines Leidensgenossen heißt es: »Petter Moen fuhr heute nach Deutschland. Um 3 Uhr kamen sie und holten ihn; es war traurig, jetzt dorthin geschickt zu werden. Heute ist der 6. 9. 44.«

Die erschütternden Aufzeichnungen sind nicht nur ein Dokument der Vergangenheit, sondern auch ein Zeugnis der immerwährenden Frage des Menschen nach Gott.

Foto: Mit freundlicher Genehmigung des Verlages J. W. Cappelens, Oslo

Glanzfolienkaschierung:
Baade & Endrulat • Hamburg

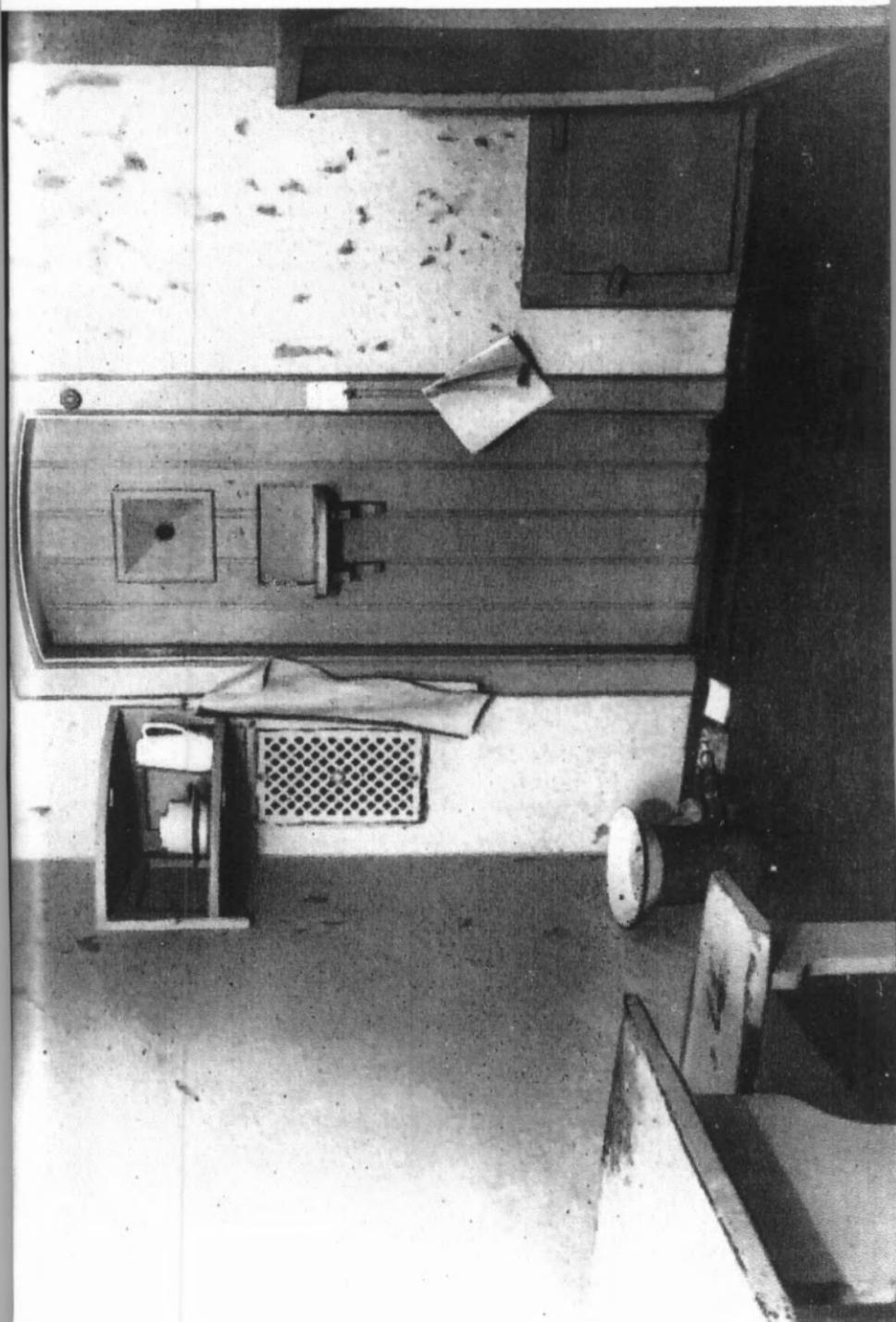
FISCHER * BÜCHEREI



Petter Moen.



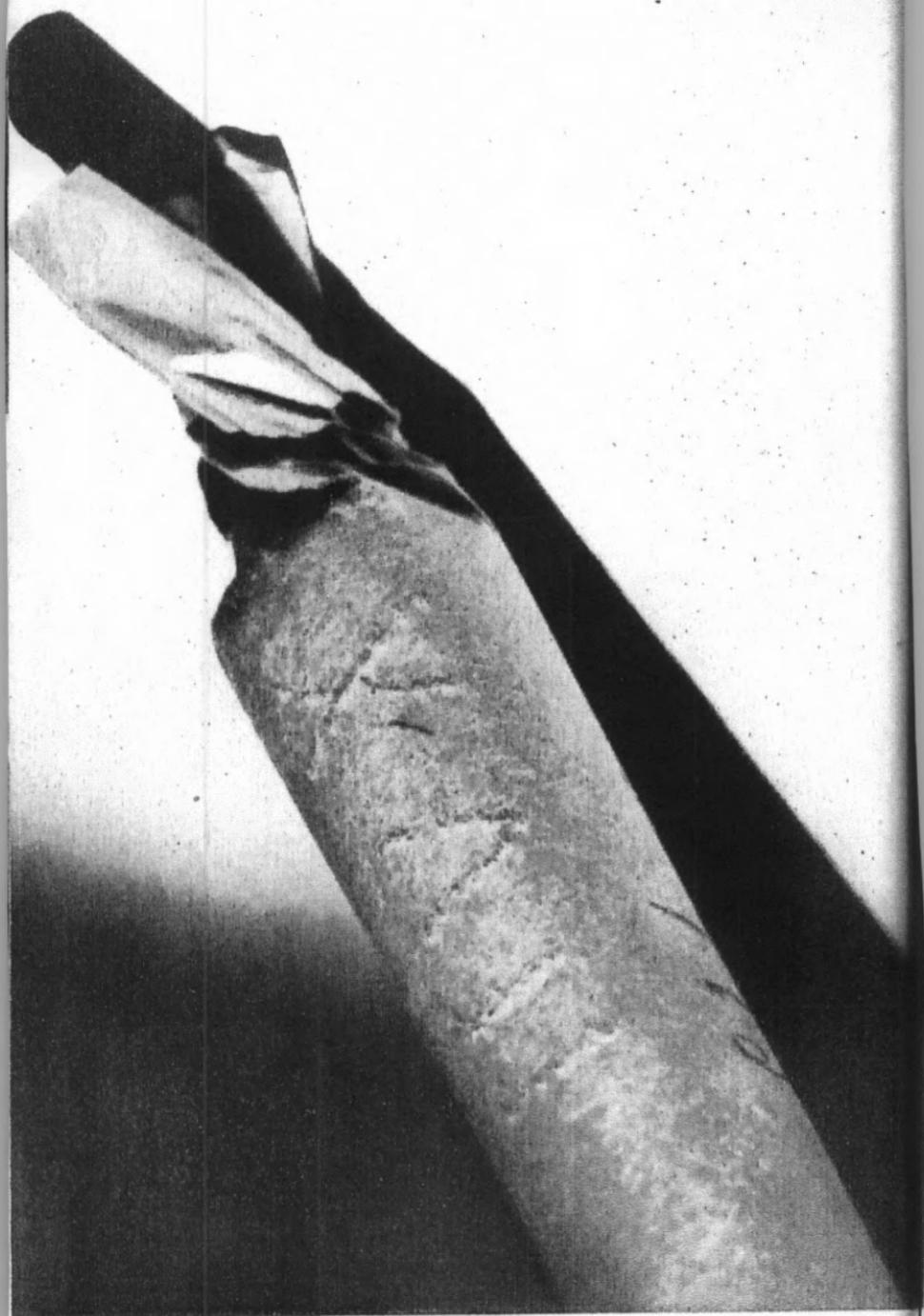
In dieser Zelle wurde der erste Teil des Tagebuches »gestochen«. Die Rollen, bestehend aus W.-C.-Papier, zwängte er durch die Öffnungen des Luftschachtes (unter dem Tisch).



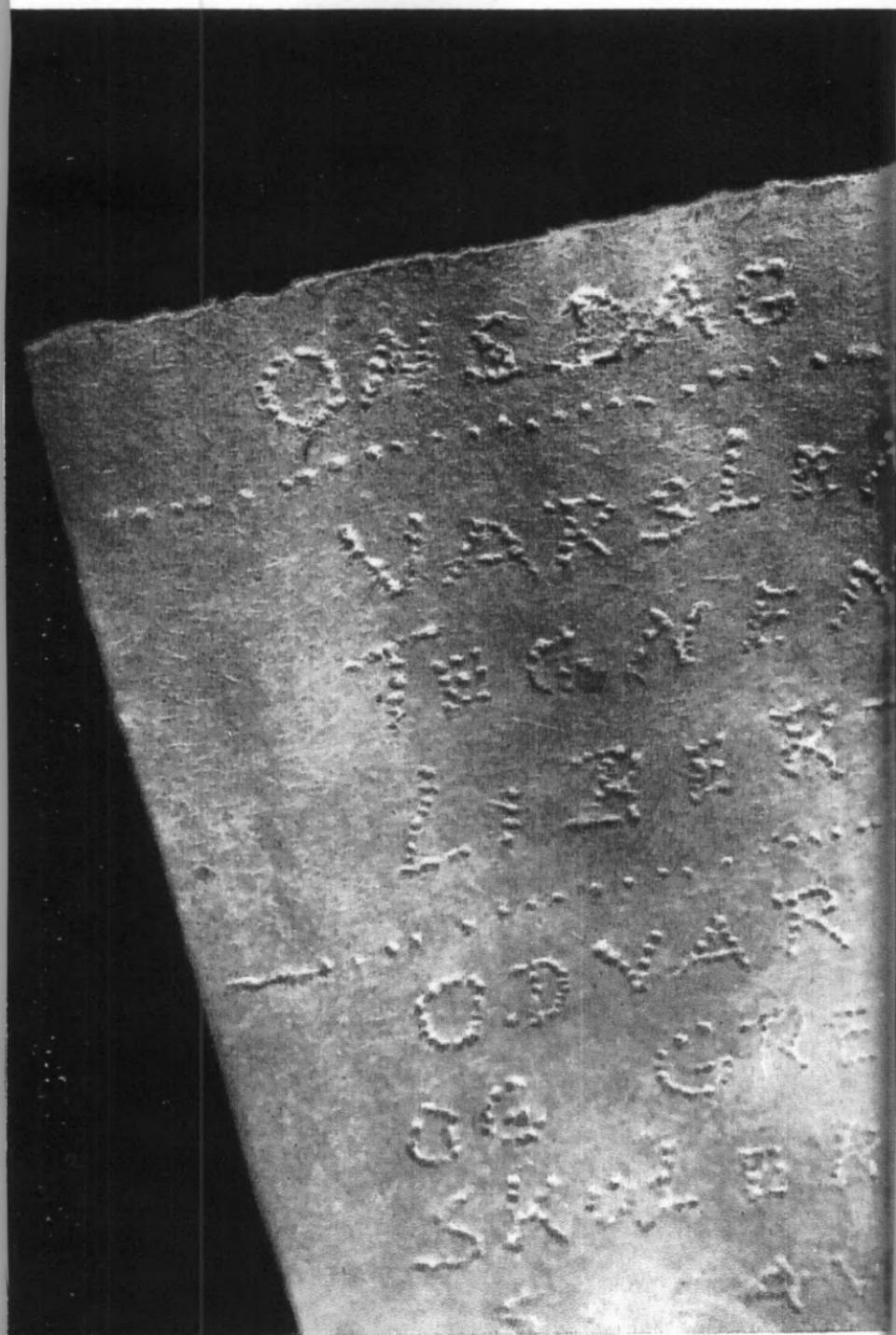
Die Zelle D. 2 im Gefängnis Möllergaten 19, in der Petter Moen vom 4. Februar bis 21. April 1944 in Haft saß.



Das Manuskript des Tagebuches, wie es unter dem Fußboden der Zelle gefunden wurde.



Eine der nummerierten Tagebuchrollen.



Aufgespannte Rückseite eines Tagebuchblattes, im Spiegel fotografiert, so daß die gestochene Schrift lesbar wurde.

Titel der norwegischen Originalausgabe: Petter Moens Dagbok
Deutsch von Edzard Schaper

Erstmalig in der Fischer Bücherei

November 1959

Ungekürzte Ausgabe

Umschlagentwurf: A + O Werbung, Sensen
Fischer Bücherei KG, Frankfurt am Main und Hamburg
Lizenzausgabe der Peter Schifferli Verlags AG »Die Arche«, Zürich
Copyright 1950 by Peter Schifferli Verlags AG »Die Arche«, Zürich
Gesamtherstellung: Hanseatische Druckanstalt GmbH, Hamburg-Wandsbek
Printed in Germany

VORWORT

VON EDZARD SCHAPER

PETTER MOEN schrieb dieses Tagebuch im Gefängnis der Gestapo in der Möllerstraße 19 zu Oslo in der Zeit vom 10. Februar bis zum 4. September 1944. Am 6. September dann wurde er zusammen mit einer Gruppe anderer Häftlinge auf dem Dampfer »Westfalen« nach Deutschland deportiert und kam mit den meisten seiner Kameraden um, als die »Westfalen« in der stürmischen Nacht vom 7. zum 8. September im Skagerrak auf eine Mine lief und sank.

Wie sein Tagebuch aus den Monaten der Haft entstand, ist eine der seltsamsten, zwischen Heroismus und Traurigkeit geteilten Gefängnisgeschichten, und wie es überliefert worden ist, dürfte auch bei der Inflation von ungewöhnlichen Schicksalen und Abenteuern in unserer Zeit Seltenheitsrang beanspruchen können.

Als Moen ist seiner Eigenschaft als Leiter der gesamten norwegischen illegalen Widerstandspresse am 4. Februar 1944 verhaftet und in der Möllerstraße 19 eingeliefert wurde, »schrieb« er während der ersten fünf Tage überhaupt nicht. Sein Tagebuch — aus der Einzelhaft unter verschärften Bedingungen in Zelle D. 2, in der er bis zum 21. April saß, um dann nach Zelle D. 35 in Gemeinschaftshaft mit zwei anderen verbracht zu werden — beginnt erst am 10. Februar. Und auch dann enthält es keine Niederschriften im herkömmlichen Sinne. Das Tagebuch ist mit geradezu unfassbarer Geduld mit Hilfe eines Drahtstiftes aus dem Verdunkelungsfenster der Zelle in 16,5 × 19,5 cm große, graubraune Toilettenpapierblätter, wie sie ihm zur Verfügung standen, buchstäblich gestochen. Moen stach im allgemeinen alles in großen Buchstaben. Während er schrieb, mag er schwerlich selbst imstande gewesen sein, seine »Schrift« zu entziffern. Er arbeitete blind. Je fünf Blätter rollte er zusammen und umgab sie mit einem sechsten als Schutzhülle, die er sorgfältig nume-

rierte und merkte. Diese Rollen zwängte er durch das Gitterwerk einer Ventilationsklappe in der Zelle, und wohin sie dabei fielen, wußte er so wenig, wie er imstande war, irgendeine der Aufzeichnungen, die er der Ventilation anvertraut hatte, hinterher zu berichtigen, zu verbessern oder gar zu frisieren. Jedes Wort, das er einmal in Angst und Not und Nachdenken oder im Zorn dem Papier anvertraut und in den Luftschacht geworfen hatte, war unwiderrufbar, seinem Zutun entzogen. So kommt es, daß es nicht viele Selbstzeugnisse auf dieser Welt gibt, die mit einer so unabweisbaren Forderung, seelisch echt zu sein, auf uns überkommen sind. Bis auf zwei Male, die er ausdrücklich erwähnt, überraschte die Gefängniswache ihn nie bei der Niederschrift, und der Aufenthaltsort der beinahe lückenlos geführten Aufzeichnungen in den Zellen D. 2 und D. 35 wurde der Gestapo so wenig bekannt, wie Petter Moen selber ihn wußte.

An Bord der »Westfalen«, kurz vor dem Untergang des Schiffes in der Nacht vom 7. zum 8. September, vertraute Moen sein Geheimnis einem seiner Mitgefangenen an, und dieser eine befand sich unter den fünf, die gerettet wurden. Nach der Befreiung Norwegens gab er bei seiner Einvernahme durch die norwegische Staatspolizei die Mitteilungen Moens zu Protokoll, und die Nachforschungen der Behörden, wohin der benutzte Luftschacht führe, endeten mit der Entdeckung des vollständigen, bis auf Feuchtigkeitseinflüsse völlig unbeschädigten Tagebuches unter den Zellenfußböden, wohin der Luftsog sie entführt hatte.

Die Entzifferung gestaltete sich wesentlich schwieriger und zeitraubender. In der Regel wurde jedes der Blätter in der Kriminaltechnischen Anstalt zu Oslo mit der Rückseite, dem Negativ, nach oben auf eine Pappscheibe aufgespannt und dann in Spiegelschrift entziffert. Die »Ausstiche« der Schrift waren meistens deutlicher zu sehen als die »Einstiche«. Außer den Rollen, die das Tagebuch enthalten, wurden von der Polizei neunzehn andere Rollen mit durchschnittlich fünf Blättern registriert. Diese Blätter enthalten mathematische Ausrechnungen, Übersetzungen von Fremdwörtern und Angaben über wichtige Ereignisse (mit Zeitangaben) in Verbindung mit dem Kriege und der unmittelbar vorhergegangenen Zeit. Eins der Blätter enthält ein Gedicht, das hier im Anhang wiedergegeben worden ist. Die vielen Blätter mit

mathematischen Ausrechnungen erklären sich durch Petter Moens Beruf: er war Versicherungsmathematiker und als solcher bei der großen norwegischen Versicherungsgesellschaft »Idun« angestellt. Die Fremdwörter-Erklärungen verdanken ihre Entstehung seinen (vergeblichen) Versuchen, den Zellengenossen Reidar Erichsen, einen kriminellen Seemann, der wegen Trunkenheit und Ordnungsvergehen die Haft in D. 35 mit ihm teilte, zu bilden. Das Tagebuch — das ist Petter Moen selbst, aber nicht nur Petter Moen allein, sondern eine nur zu ahnende Menge von Menschen unserer Zeit, die für gewöhnlich stumm bleibt und deren Stimme man nur vernimmt, wenn sie nach dem fragt, der für sie gesprochen hat. Petter Moen — das sind in irgendeinem Aspekt wir alle: vor uns selbst — was nicht viel heißen will —, und vor Gott, was alles bedeutet, und dann auch für uns selbst.

Denn: was ist der Mensch — diese Frage drängt sich schon auf, wenn man die ersten Eintragungen des Tagebuches gelesen hat —, was ist der Mensch, wenn alle Bindungen, Würden und Bürden seines Zusammenhanges mit der Welt von ihm abgefallen sind: Rechte und Pflichten, Mitmenschen, Milieu, das Geliebte und das Gehaßte, das Gesuchte und das Gemiedene, — die Summe unseres Lebens in Zeit und Raum? Was bleibt übrig auf acht Quadratmetern einer nackten Zelle, in der man sein ganzes Leben wie in der hohlen Hand mit sich herumtragen kann, und in der es wie ein verirrter Ruf im Schweigen, wie ein Rinnsal zwischen den Fingern vergeht?

Ein Wohnhaus grimmer Schmerzen,
Ein Ball des falschen Glücks,
Ein Irrlicht dieser Zeit,
Ein Schauplatz herber Angst,
Besetzt mit scharfem Leid,

dichtete Andreas Gryphius.

Der Mensch sei »quodammodo omnia« geschaffen »ad imaginem et similitudinem Dei« sagt die Weisheit der alten Kirche. Aber diese Deutung ist aus dem Richtmaß des christlichen Menschenbildes gegeben, hinter dem das nie auszu deutende Bildnis Gottes als wesenhafter Creator des Menschenbildes steht. Ist dieses erhabene Richtmaß heute allen Handwerkern ihres Schicksals und den Gefangenen in den

vielen Kerkern unserer Existenz verbindlich? Alle, die jemals vier Wände einer Zelle und ihr kleines Leben darin um sich gehabt haben, werden wissen, was der Mensch ohne die wenigstens irgend etwas liebende Relation zur Mitwelt ist und was er wird, wenn er in dieser gewaltsamen Absonderung zur völligen Einsamkeit, zur äußersten Entzweiung, die denkbar ist, getrieben wird: Wenn er an sich selber verzagt, weil ihn sein Bild bei der Selbsterkenntnis enttäuscht, und er dann an dem Wesen hinter seinem unvollkommenen Bilde verzweifelt. Wenn er nur noch sich selbst hat und dieses Selbst den Stürmen aus dem Nichts der Verzweiflung ausgesetzt ist, weil er sich Gottes Antlitz abhandengekommen meint. Wenn er meint, die Brücke des Glaubens sei eine Notlüge und ein Selbstbetrug und nicht »der königliche Weg«, von dem der Apostel spricht. Wenn er das erhoffte Wunder: das Hinzutreten der göttlichen Gnade über seine Kraft hinaus, auf psychologischem Plan sucht und in der trotzigen Selbstbewahrung und Selbstbehauptung, zu der ihn das Bewußtsein von Gefahr, Verantwortung, politischer und sittlicher Aufgabe anhalten, als ein Nicht-Sterben-Können und ein Nicht-Sterben-Dürfen im bedrohten Ich begreift.

Petter Moens Tagebuch ist in langen Partien ein neues »Buch Hiob«, — aber eines Hiobs, der mehr Stunden hat, da er *nicht* sterben will, als Stunden der Bereitschaft dazu. Nur ist Petter Moen nicht einer, der mit Gott *rechtete* — ja, der ihm sogar hätte fluchen können, weil Gott doch zu groß ist, als daß ihn dieser Fluch erreicht hätte —, sondern einer, der in der Einsamkeit der Verzweiflung mit ihm *rechnet*.

Er war dreiundvierzig Jahre alt, als er die Zelle D. 2 betreten mußte. Was er von seinem Leben bis dahin hielt, hat er in der Prüfung auf Herz und Nieren freimütig selber bekannt. Er wurde am 3. Februar 1901 in Drammen in Norwegen als Sohn sehr frommer Eltern geboren, wuchs in einem pietistisch bestimmten Milieu auf, kam nach dem Abiturientenexamen nach Oslo und erhielt eine Anstellung in der »Idun«, bei der er im Laufe der Zeit Aktuar wurde. Während des Krieges betätigte er sich in der illegalen Presse der Widerstandsfront. Bis Neujahr 1944 war er Redakteur der Zeitung »London Nytt« (Londoner Nachrichten), — einer der besten und am meisten verbreiteten illegalen Zeitungen —, dann wurde er vom »Koordinationskomitee«, der obersten Füh-

rung der Heimatfront, zum Pressechef der gesamten illegalen Publizistik ernannt. Er war ein intellektueller Mensch, wie es ihrer viele geben mag. Zum christlichen Glauben, gar nicht zu reden von der Kirche, hatte er so wenig ein Verhältnis wie die meisten Menschen seiner Bildungssphäre. Dann kamen die Zelle D. 2 in der Möllerstraße 19, Verhöre, Folter, Einsamkeit, die beinahe schizophrene Spaltung seines Ichs in den, der Gott und den Glauben suchte, und den, der sich das Gott-und-den-Glauben-Suchen als eine Hehlerei mit den Lügen des Selbsterhaltungstriebes verweist. Die Spaltung in den, der das Wunder herbeiflehlt, und den, der den kausalistischen Beweis von der Unmöglichkeit des Wunders zu erbringen meint. In den, der von sich selber nichts mehr hält, und den, der mit sich selber einen quasi-heroischen Selbstfetischismus treibt. In den, der die Magie des Glaubens an Gott abtut — und zum Schluß beinahe der Pseudomagie der Autosuggestion verfällt. Alles dieses aber mit einer so seltenen, so unbedingten Ehrlichkeit, intellektuellen Radikalität und Integrität und menschlichen Sauberkeit, daß eben die Qualität des Menschlichen, die innere Bemühung als Leistung des uns von Gott zum Fortwirken Anvertrauten, in den Lesern dieser nachgelassenen Botschaft den frommen Schauder wachruft: hier könnte *die Gnade* nicht weit gewesen sein, denn sie allein ist es ja wohl schon, welche das Irren, Zweifeln, Suchen und Sehnen im Innersten *bewirkt* hat.

Unter diesem Aspekt gesehen ist der düstere Ernst der Tagebuchaufzeichnungen Petter Moens von unendlichem Trost für uns. Ja, wir können in Moen den Stellvertreter unserer eigenen Unzulänglichkeit lieben. Seine fast schon schizophrene Spaltung ist die Spaltung des modernen Menschen überhaupt, der unter dem Zerfall des alten, in Gott geheiligten Menschenbildes leidet, der fortwährend einen sicheren Standpunkt seinem Leben und seinem Schicksal gegenüber einzunehmen versucht und ebenso fortwährend mit intellektuellem Ehrgeiz »den Ast absägt«, auf dem er Halt gefunden hatte. Der in seinen reinsten Augenblicken den Glauben als ein bloßes Fürwahrhalten verschmäht und, so klug er ist, aus Mangel an Weisheit an dem anderen Glauben vorbeigeht und statt des »königlichen Weges« die rationale Straße des Utilitarismus einschlägt. Seine Moral aber, auf die er sich dabei beruft, trägt ihn in dieser Welt des Bösen über keine einzige

Untiefe hinweg, und er vermag seine Schwäche, seine Unmoral, seine Angst und seinen Tod nicht mehr als die Gegebenheiten der nur in und durch Christus erhöhten Kreatur Gottes zu begreifen.

Petter Moen nennt sich selbst »einen Voltigeur auf dem Bindestrich des Entweder-Oder«. Seine Indifferenz: sich nicht entscheiden zu können, macht das tief Menschliche seiner Existenz (und seines Tagebuches) aus. Das Entweder-Oder für sich gestellt zu wissen und auf dem Bindestrich gelebt zu haben — und vielleicht auch gestorben zu sein —, ist Gottes Gnade für ihn und an ihm. In der Mitte der Zeit seiner Gefängnishaft, die ihn in drei große, deutlich wahrzunehmende Peripetien führte, hatte er die Formulierung des Entweder-Oder noch nicht gefunden. Da war es — ein anderes Kleid für die Figur unserer auf dem Meßtisch des Ewigen gezeichneten Existenz — der Vergleich mit dem Kreuzweg, an den er sich gestellt fühlte und von dem er, seiner kausalistisch verschworenen Natur getreu, sogleich wieder die Frage stellen zu müssen meinte, ob es denn wirklich und beweisbar ein Kreuzweg sei.

Wähle, denn du stehst am Kreuzweg!

Wähle: Leben oder Tod!

ruft er sich zu, wie es Einar in Ibsens »Brand« zugerufen wird. Er erhält keine Antwort — oder er meint, keine zu erhalten, da er das Wirken des Göttlichen wissenschaftlich beweisbar wahrzunehmen wünscht —, aber wir dürfen hoffen, daß ihm in den Stunden, aus denen es keine Aufzeichnungen mehr gibt, jenes andere Zitat aus dem »Brand« eingefallen ist: der Augenblick, da Brand das Tosen der Lawine, die ihn begraben wird, fragt:

Sag mir, Gott, im Todesnahen:

Wer bist du?

und »die Stimme aus der Lawine«: sein Tod, sein Verhängnis, sein Untergang ihm die Antwort gibt, die Tod, Verhängnis und Untergang in der göttlichen Liebe und Barmherzigkeit aufhebt:

Gott ist Deus caritatis!

Gott ist ein barmherziger Gott, der unsere Flucht vor ihm nur als einen Umweg zu ihm ansehen kann.

In diesem Für-ihn-Hoffen und Für-ihn-Glauben aber geht der tote Petter Moen ein in die fürbittende Gemeinde Christi, die alle menschliche Existenz, wie verloren und wie verworfen sie anmuten mag, als einen leidenden und versprengten Teil Christi selber begreift. Von allen den vielen Standorten des rationalen Zweifels, die er einnimmt, hat Moen nicht gewahren können, daß sie gewissermaßen mit dem Recht der Exterritorialität ausgestattete Bezirke des *Glaubens* zu sein vermögen. Was ihm dunkel erschienen ist, das war im Grunde genommen immer nur sein eigener Schatten, von dem er sich, ebenso wenig wie von seinem Ich, zu lösen vermochte. Dieser Schatten aber hat in der Paradoxie des Christlichen die Fähigkeit, Helle hervortreten zu lassen, und so ich-bezogen es war, wenn er »unter dem Druck einer Gefahr, die größer ist, als ich sagen darf«, schrieb — selten hat ein einzelner, auf engem Raum, für mehr Menschen, über die ganze Welt verstreut, die Geschichte des modernen, säkularisierten, in der »reductio ad absurdum« alles Heiligen gefangenen Intellektuellen so beschrieben wie er.

Er hat die Geschichte des intellektuellen Nihilismus gegeben, in dem bei einer Prüfung auf Herz und Nieren auch die eigene Person nicht mehr besteht. Seine Todessehnsucht ist der »natürliche« Wunsch des Menschen ohne Gott, sich selber auszulöschen. Um das unangefochtener und selbstsicherer tun zu können, muß er alle Beweise und Gegenbeweise probieren, daß es — da es ihn selber, den Menschen, nicht mehr in einer Gestalt gibt, die dem Selbstbewußtsein und der Selbstkritik genügt — auch Gott nicht mehr gibt.

Si iniquitates observaveris, Domine: Domine quis sustinebit? Quia apud te propitatio est. . . Requiem aeternam dona ei Domine! Wenn du nachträgest die Sünden, o Herr, wer könnte da bestehen? Doch dein, ich weiß, ist die Vergebung. . . Herr, gib ihm die ewige Ruhe!

Auf dem Schachbrett der Theologie hat Petter Moen, nach dem sichtbaren Stand seiner letzten Tage zu urteilen, das Spiel verloren. Nur Gott kennt die unsichtbare Stellung des letzten Augenblicks in dem todernsten Simultan, aus dem er

ihn abberief. Aber seine Regeln für Gewinn und Verlust und wie er den Stand der langen Partie für Petter Moen beurteilte, ist kein Wissen mehr für uns. Nur noch Glaube, Liebe, Hoffnung, um die — nach unseren unzulänglichen Begriffen — der verlierende Part in der Möllerstraße 19 zu Oslo vergebens rang.

Am 7. Tag meiner Gefängnishaft
in der Möllerstraße 19

Donnerstag, 10. Februar

Bin zweimal verhört worden. Wurde gepeitscht. Verriet Vic . . .*. Bin schwach. Verdiane Verachtung. Habe entsetzliche Angst vor Schmerzen. Aber keine Angst vor dem Tode. Ich muß heute abend an Bella denken. Weinte, weil ich Bella soviel Böses angetan habe. Bleibe ich am Leben, müssen Bella und ich ein Kind haben.

8. Tag

Freitag, 11. Februar

Mir ist unruhig zu Mute. Anschnauzer der Wache, weil ich auf dem Fußboden lag.

Bella, du bist immer in meinen Gedanken. Unser Feind will, daß der Geist in der Einzelzelle stirbt, aber der Geist befruchtet sich selber und lebt. Aber das Fleisch . . . oh!

8. Abends

Von neuem Angstzustände. Weinte. V. T.** spukt mir im Kopfe. Ich habe versucht zu beten. Problem: Angst und Verantwortung. Ich fühle es, heute abend denken viele an mich. Bella, geliebte, gute Nacht.

* Das Papier ist zerrissen, der Rest des Wortes fehlt.

** V. T. = Abkürzung für Victoria Terrasse, Hauptquartier des S. D.

Fortwährend Angst. Ich muß sie überwinden. Die Schmerzen der Selbstprüfung sind groß. Alles ist unzulänglich: Wille, Verstand und Moral.

Die Beweggründe sind nicht rein. Habe Sehnsucht nach Bella. Mutter in deinem Himmel, bete für mich. Mutter war gut.

Die Einsamkeit lastet schwer. Quousque tandem, Domine? Oh! Monate? Ein Jahr? O Gott!!

Es ist Sonntag, der 13. 2., Mutters Geburtstag und Begräbnistag. Ewig gesegnet sei sie. Ich will heute im Gedenken an Mutter Ruhe finden. Oh! Hätte ich doch ein so tapferes Herz wie sie. Dann würde die Angst ihre Macht über mich verlieren. Mutter dachte immer an andere. Darin lag ihre Stärke. Und in ihrem Glauben an Gott. Mutter! Schenk mir dein starkes Herz und deinen Glauben! Ich brauche sie so bitter nötig. Ich will Mutters Weg versuchen.

Es ist jetzt beinahe still in mir. Wie lange wird das dauern?

Wenn die in der Victoria-Terrasse darauf verfallen, mich gefährlich zu mißhandeln, dann . . . Ich will heute abend zu dem Gott meiner Mutter beten, daß das an mir vorübergehe. Ich habe gebetet.

Bella, Liebe . . . gute Nacht. Wenn ich am Leben bleibe, werde ich dir dienen. Um Mutters willen mußt du mir die große Schwäche verzeihen. Vielleicht kann *alles* wieder gut werden. Oh! möge es doch geschehen!

O Gott, wie ich es bereue, daß ich Victor und Erik verraten habe! Das verzeihe ich mir selber niemals. Und trotzdem würde ich es unter der Folter noch einmal tun.

Das ist die Hölle.

Die Wache macht sich lustig über mich wegen meiner langsamen, schlingernden Bewegungen. »Gradegehen!« heißt das Kommando. Die Angst lauert ununterbrochen in meinem

Innern. Herr Jesus! hilf mir! Ich knie und bete. Mein Weg zur Erkenntnis Gottes muß schwer werden. Nur Leiden kann mich belehren. Oder die Erlösung vom Leiden. Ich ahne das Mysterium des Leidens.

Es ist Abend. Ich habe heute viel geweint.

GUTE NACHT, BELLA.

Am 11. Tag im Gefängnis

14. Februar

Ich werde heute 43 Jahre alt. Ich habe mein Leben mißbraucht und verdiene die Strafe, die mich jetzt von der Hand der Ungerechten trifft. Mit meinen Gedanken streife ich heute an der Peripherie der Frage nach dem Glück umher. Ich bin nie in meinem Leben glücklich gewesen, — nicht einen einzigen Tag. Aber unglücklich bin ich häufig gewesen, bis an die Grenze zum Selbstmord. Von jetzt an will ich das Glück *suchen*. Vielleicht liegt es im Glauben, im Opfer, im Gebet? Ich kann jetzt niederknien und beten. Nicht daß ich glaube, aber ich bete um Glauben. Seltsam, seltsam — daß ich das bin. Wohin soll das führen?

11. Abends

In mir war heute den ganzen Tag eine so merkwürdige Leere. Auch die Angst ist geschwunden. Ist das eine psychische Müdigkeit, oder ist das wirklich — Mutters Hilfe? Ich hoffe, daß ich weiterleben und einen Weg gehen darf, der zum Guten führt — weg von Gewalt, Eitelkeit und Gewinnsucht. Ich habe mit Tränen zu Gott gebetet für Victor und Erik, daß ihnen das Leiden erspart bleiben möge und daß sie weiterleben dürfen. Ich selber will auch gerne leben. Aber noch wichtiger für mich ist jetzt, einen Gott zu finden. Gibt es ihn nur mit dem Tode — dann muß ich sterben. Einen Kuß für dich, Bella, an meinem 43. Geburtstag. Gute Nacht, meine geliebte belle amie.

Ein schwerer, trister Morgen. Mein und meiner Kameraden Schicksal bedrückt mich bleischwer. Und unsere Frauen!! Wenn *denen* verbrecherische Gelüste etwas zu Leide tun, ist meine Schuld gar nicht mehr zu sühnen. Ich werfe mich vor Gott und den Menschen in den Staub und bekenne, daß ich davon geträumt habe, das mit anderen Frauen zu tun. Ich bin ein Schandfleck auf dieser Erde und weiß nicht, wo ich mein Angesicht verbergen soll. Gott helfe mir!

Hier ist es kalt. Ich bin halb verhungert, habe aber nichts zu essen. Bella hat es wohl ein wenig besser. Armer kleiner Pechvogel, du hättest mir nie begegnen dürfen!

Es kann sein, daß das der Tod für mich wird. Streut meine Asche in alle Winde, und vergeßt mich hinterher, und dann — laßt es gehen, wie es gehen kann.

Ist der Glaube mehr als ein Wunschmechanismus der Seele? Kann die Realität Gottes noch anders bewiesen werden als dadurch, daß ich an ihn glaube? Bete, sagen die Pastoren, bete zu Jesus, dann schenkt er dir Glauben oder Frieden oder Mut. Aber dann, sage ich, verhält es sich wohl so, daß das Gebet Glauben, Frieden oder Mut schafft. Ist es so, dann sagt mir mein Verstand, daß ich *viel* beten muß. Ach, hätte ich doch jemand, mit dem ich sprechen könnte! Hier aber ist nur das Rasseln der Riegel und der schweren Schlüssel. Und ich bin »Strafgefangener«. Alles, was mir helfen könnte, die Zeit zu vertreiben, ist mir versagt. Hier gibt es einen kleinen Oberwachtmeister. Ich habe ihn »Donnerwetter« getauft. Wenn der herausbekäme, auf wieviel verbotene Dinge ich schon verfallen bin, würde er mich bestimmt in Eisen legen lassen. Ein gefährlicher Mann — ich also.

Ach, wie sehr ist doch Davids Gebet mein Gebet: Herr, nimm das steinerne Herz aus meiner Brust und gib mir ein fleischerne. Das Steinherz ist die Wohnung der Sünde. Mutter, liebe Mutter, zu dir rufe ich: Gib mir dein Herz!

12. Abends

Die Zukunft sieht dunkel aus für uns politische Gefangene. Der wahnsinnige Kerl aus Stavanger in der V. T. sagte: »Erst

wollen wir uns rächen. Dann wollen wir euch bestrafen.« Außer dem individuell verhängten Todesurteil oder dem Tod ohne vorheriges Urteil befürchte ich Massenhinrichtungen. Wir sind gefährliche Zeugen. Eine höhere Macht mag uns beistehen. Auf den Knien habe ich zu Vaters und Mutters Gott gebetet. Ich betete für mein eigenes und meiner Kameraden Leben. Ich mußte viel weinen. Ich bin nicht tapfer. Ich bin kein Held. Ich kann nichts daran ändern. Ich bin nur abgrundtief unglücklich. Aus Eitelkeit und Gewinnsucht übernahm ich eine Stellung, der ich nicht gewachsen war, und brachte viele ins Unglück. Entsetzlich!!
Gute Nacht, Bella. *Du* wirst mir verzeihen.

Mittwoch, 16. Februar

Ich werde mit meiner Schuld nicht fertig. Ich hätte mit der Sicherheit anderer zehnmal vorsichtiger umgehen müssen. Durch meine Nachlässigkeit und Schwäche müssen viele leiden, und die freie Presse in Norwegen ist zerschlagen. Ach, Kameraden — ich verdiene eure Verachtung! Die Frucht des Lebens ist bitter. Ich kann, bei Gott! nichts dafür, daß ich weinen *muß*.

Für eine Viertelstunde an die frische Luft. Allein auch in der Frischluft-Zelle. Das Kommando dröhnt: Los-los!, schlimmer als für Hunde. Aber Ordnung herrscht hier. In den vierzehn Tagen, die ich hier bin, habe ich nichts als anständige Behandlung der Gefangenen in materieller Hinsicht erlebt. Das Gesetz des Krieges und des Gefängnisses ist hier in der Möllerstraße 19 streng, aber nicht roh. Soviel darüber bis jetzt aus meiner Einzelzelle. Ich bekomme sehr wenig zu sehen.

Der große Schrecken heißt V. T. Ich wurde dort physisch und moralisch in dreißig Stunden gebrochen. Mir graut und ich zittere vor dem nächsten Verhör. Die schlagen einen, damit du mehr sagst, als du weißt! Aber — ich habe im Traum heute nacht ein Zeichen bekommen. Das sagte: Fürchte dich nicht so sehr. Du wirst leichter davonkommen. Ach! Könnte ich's doch glauben! Kam das von Mutter?

Die Wache zeigt mir die heutigen Zeitungen durch die Luke. Sie sind für Gefangene mit Leseerlaubnis bestimmt. Wahrscheinlich ist das eine berechnete Schikane. Häufig habe ich gedacht, daß ich am liebsten in Einzelhaft sitze. Ich brauche das Alleinsein, um den Weg nach Innen zu suchen. Vielleicht ist das für mich »der Weg zu Gott«, der Weg, von dem Mutter und Vater unzählige Male gesprochen haben. Ich wünsche mir, den »Weg zu Gott« zu finden, aber der Gedanke wehrt sich heftig dagegen, etwas anzunehmen, was gegen sein Wesen verstößt. Aber: ich empfinde auch den Drang des Herzens. Auch der ist eine psychische Realität. Er treibt mich dazu, zu einem »unbekannten Gott« zu beten. Wer verbirgt sich hinter diesen Worten *für mich*? Der Kopf ist mir schwer von Gedanken, und mein Herz ist müde von Traurigkeit und Angst und Reue. Geliebte Bella, an dich will ich denken. Mögest du tapfer und weniger unglücklich sein als ich. Sehen wir uns wieder? O ja!

Ich denke und grübele beinahe den ganzen Tag. Ich denke viel an mein zukünftiges Leben — falls ich am Leben bleibe. Was soll ich dann tun? Alles scheint mir so tot. Das Zuhause, Freunde, die bürgerliche Gesellschaft, die Arbeit, Freizeit, Fest. O Gott! Ich glaube, ich muß Christian Wahnschaffes Weg gehen und das Leben im Leiden suchen. Es ist entsetzlich. Mir schaudert bei diesem Gedanken. Auch der ist ja dem Hochmut entsprungen, dem Hochmut des stellvertretenden Leidens. Nein, alle Wege sind mir versperrt. Ich kenne nichts in meinem Innern, dem ich glauben könnte. Ich schließe mit einem liebevollen und zärtlichen Gedanken an meine geliebte Bella.

Sofern ich nur gesund bleibe, soll die Einzelzelle mit allen Zusatzstrafen mich psychisch nicht zerbrechen. Jetzt bot die Wache mir eine Zeitung an. Ich sagte, daß ich Leseverbot hätte. Ein Fehler der Wache kann mich um das Mittagessen bringen. Das wäre schlimmer, als eine Nazizeitung zu entbehren. Ich will mich geistig schon gesund erhalten. Außer-

dem habe ich die große Möglichkeit, »den Weg zu Gott« zu finden. Ich will es in mir reifen lassen, das Neue, mich nicht dagegen auflehnen, aber »die Geister prüfen«. Ich spiele ein hohes Spiel — oh! möge es gut ausgehen.

Halb gesättigt nach dem Mittagessen heute. Bald kann ich meinen Bart sehen. Das ist »ordnungsgemäß«, wie Donnerwetter sagt.

15. Abends

Der Barbier erzählte, Finnland habe kapituliert. Wenn das stimmt, bedeutet das eine gefährliche Krise für die Nazis. O Gott! sich vorzustellen, daß schon bald der Sieg errungen würde! Nur wer unter der Knute der Gestapo mit dem Todesurteil über seinem Kopf lebt, vermag ganz zu fassen, was der Sieg bedeutet. Freiheit — ich bin bereit, das Leben für die Freiheit meines Landes zu opfern . . . Aber ich werde Gott danken, wenn ich in einem freien Norwegen leben darf.

Ich habe Tränenströme vergossen in diesen beiden Wochen. Auch heute jagt mich die Angst: Du wirst erschossen. Aber trotz der Angst weiß ich, daß ich ruhig sterben würde— wenn es sein soll. Dann wäre alles in Ordnung, mit den Menschen und mit Gott. Dann ist der Tod ein Gewinn.

Am 16. Tag in der M. 19

Sonnabend, den 19. Februar

Flucht und Freiheit gehen durch meine Träume. Das Unterbewußtsein entwirft Flucht-Motive, die dem Tagesbewußtsein und Träumereien am Tage unbekannt sind. Ich bekämpfe diese Flucht-Träumereien tagsüber. Also stellen sie sich mit ihren Verlockungen und Enttäuschungen des Nachts ein. Aber ich sehe klar, daß die Aussichten auf Freiheit durch Flucht gleich Null sind. Ich bereite mich jeden Tag darauf vor, daß Leiden und Tod mein Los sein können. Häufig habe ich große Angst, und es ist eine blutende Wunde in meinem Innern, daß die Mißhandlungen in der V. T. mich von dem Weg der Schweigepflicht abgebracht haben. Folter ist unmoralischer als Mord. Jetzt ist es zu spät zur Reue. Mögen Gott und meine Kameraden mir gnädig sein. Ich

wünsche, *einer* würde erschossen für alle, und dieser eine wäre ich.

Noch ein paar Worte bei dem schwindenden Tageslicht: Ist mein »Verlangen nach Gott« aufrichtig? Es kann ein »argumentum ad hoc« sein, ein Produkt der Gefängnishaft. Man hat behauptet, der Glaube an einen Gott sei ein Erzeugnis der Angst, der Naturangst und der Todesangst. Wenn es sich so verhält, bin ich also auf dem rechten Wege. Ich glaube, daß ich »Gott finden« kann durch Leiden, Angst und Gebet. Habe ich also ein Kunststück mit mir selber fertiggebracht? Ist die geistige Übung Meister geworden? Diese Frage kann ich heute nicht beantworten. Ich weiß nur, daß Leiden und Angst entsetzliche Realitäten sind und daß ich in der Stunde des Leidens und der Angst rufe: Gott, hilf mir! Dieser Ruf hilft mir. Er beschwichtigt die Angst und hält sie bisweilen von mir fern. Hat Gott also geholfen? Ich versuche, den Selbstbetrug zu vermeiden, aber ich kann das Erlebnis nicht abstreiten. Doch verschieden gedeutet werden kann es, immer noch. Ich suche nach Innen. Hätte ich nur eine Bibel! Oder Pascals »Pensées«! Hier im Nazigefängnis gibt es keine Bibel und keinen Pascal — nur Geschrei.

»Warum lärmen die Heiden?«

Sonntag, den 20. Februar

Heute ist Bellas Geburtstag. Noch nie war es mir so schwer ums Herz wie in dieser Morgenstunde. Die ganze Last meiner vielen Versündigungen gegen Bella bedrückt mich. Ich bin kaltherzig und böse gegen sie gewesen — sie, die Perle meines Lebens. Was hilft es, daß ich jetzt bereue! Nur die Taten zählen. Ich fühle heute ein starkes Bedürfnis, zu Gott zu beten. Ich werde mit alledem nicht allein fertig. Ich will es tun, wenn die Glocken der Dreifaltigkeitskirche läuten. Ich will darum beten, daß ich weiterleben und die Gebote des Lebens und der Liebe an Bellas Seite erfüllen darf. Oh, Bella! Ich habe Sehnsucht nach dir. Mein Herz schmerzt mich mehr nach dir, als mein Rücken mich nach den Schlägen mit der Peitsche in der V. T. schmerzt. Glaub mir, Bella, ich schreibe dies zu einer Stunde, die von Angst und Schmerz erfüllt ist.

Die Sonne leuchtet über einem schönen, norwegischen Wintertag. Hier in der M. 19 sitzen über dreihundert gute Norweger, weil sie ihre Pflicht gegenüber ihrem Vaterland erfüllt haben. Nein — der Nazismus wird niemals Wurzel fassen in Norwegen. Das ist ein Gewinn, der große Opfer wert ist. Im Lichte der Sache ist das persönliche Schicksal nicht viele Worte wert. Aber das hier ist nicht »London Nytt«.* Das ist mein Tagebuch, das mich tröstet und stärkt . . . An einem Sommertag, wenn Norwegen wieder ein freies Land ist, müßten Bella und ich in den Wald gehen und singen: »Wie heißt das Land, darin du wohnst?« Glück! O Gott, ich flehe darum. Bella! Von der Möllerstraße 19 nach Grini** schlingt sich ein neues Band zwischen uns. Wir leiden für unsere Sache und sind Kameraden in einer für uns neuen Bedeutung dieses Wortes. Kamerad Bella, wir wollen leben und lieben.

Zweimal täglich muß der Häftling sich unter Angabe von Nummer und Name der Wache melden. Ich finde, das ist infam. Sie spielen ja keine Rolle, diese dummen Wachtmeister-Einfälle, aber sie zeigen, daß es ziemlich niedrigstehende Wesen sind, die hier regieren. Soll ich sie also verachten? Was sagt Christus? Liebe deinen Feind. Nun gut — aber seine verachtungswürdigen Handlungen darf ich verachten, und damit ihn selber. Verachtete Christus die Pharisäer? Ich glaube, er tat es . . .

Kleine Lieder, die Bella und ich sangen, fallen mir wieder ein. Es tut entsetzlich weh, sich ihrer jetzt zu erinnern. Mein jetziges Verhältnis zu Bella ist überhaupt äußerst sentimental . . .

Die Tage gehen hin, und eines Nachts kommt wohl ein neues Verhör. Ich habe Angst. Daran ist nichts zu ändern. Ich bete zu Gott. Ja, Freunde des Glaubens oder des Nichtglaubens: ich tue es. Ist es richtig, zu beten, ohne zu glauben? Ich weiß es nicht. Ich muß Gott bitten, daß er mir hilft!!

Ich bin heute sehr rastlos. Finde keine Ruhe in Gedanken und Gefühlen. Mag sein, daß das Weibliche mir bei den Gedanken an Bella zu nahe gekommen ist. Geduldsprobe — ach

* London Nytt = Londoner Nachrichten, die Zeitung, die Petter Moen vor seiner Verhaftung herausgab.

** Grini = ehemals norwegisches Frauengefängnis, während der Besetzung Norwegens Konzentrationslager.

ja, mir ist es immer schwergefallen, die sechs Minuten auf die Straßenbahn zu warten. Hier geht sie gerade gegenüber in der Akersstraße. Stelle ich mich aufs Bett, kann ich sie sehen, aber das ist verboten. Das ist eine sehr raffinierte Einzelzelle. Haben Sie schon von Tantalus gehört? Als prominenter Mann habe ich einen Orchesterplatz bekommen, in der vierten Etage: nichts sehen und nur hören. Aber: »Ich trage etwas in meiner Brust.« Es ist größer als Hitlers Großraum. Die Wache kann es weder hören noch sehen. »Zutritt verboten für die Gestapo!«

18. Tag in der M. 19

Montag, den 21. Februar

Ich bin besonders unruhig und ängstlich am Morgen. Es sind wohl die ausgeruhten Lebenskräfte, welche auf die latente Vorstellung von Gefahr für Leib und Leben reagieren. »Donnerwetter« war heute bei mir. Er pustete mir eine Rauchwolke aus seiner Stummelpfeife ins Gesicht und ging wieder. Er weiß, daß ich Raucher bin und Rauchverbot habe. Dergleichen Schikanen gibt es hier genug. Meine praktische Erfahrung mit der Gestapo macht es nicht nötig, daß ich irgend etwas, was ich oder andere Widerstandsleute über sie geschrieben haben, zurücknehme. Sie mißhandelt Wehrlose und Unschuldige. Sie wendet *immer* Gewalt an. Sie beleidigt mit Willen und Absicht. Sie verwundet, um zu verwunden. Alles stimmt. Vergeltung? Nein, das hätte keinen Zweck. Wir dürfen nicht selber so werden, so dumm und so unmoralisch. Das habe ich in L. N.* geschrieben, und ich schreibe es jetzt für mich selbst: Laß dich vom Geist und Gedanken der Nazis nicht anstecken! Verspiel den Sieg nicht! Wir sind und bleiben Norweger und Menschen — nicht Deutsche und Nazisten.

Ich weiß mir bald keinen anderen Rat gegen den Schmerz, als zu Gott zu beten: Hilf mir! Hilf mir! Das mag gegen alle »Vernunft« sein, soviel es will. Die moralischen und physischen Qualen hier sind wirklich schwer auszuhalten. Es ist hier heute sehr kalt. Ich friere. Ich habe zu wenig zu essen, trotz freundlicher Hilfe der Gefangenen, die das Essen brin-

* L. N. = London Nytt.

gen. Möchte wissen, ob man damit beabsichtigt, mich allmählich mürbe zu machen. Was haben die wohl mit Rygh gemacht? Er ist krank, sagte der Verrückte in der V. T. Fieber, Ischias, Schmerzen im Rücken. Ich habe so meinen Verdacht. Unheimliche Dinge gehen hier hinter einer allem Anschein nach »korrekten« Fassade vor sich. Ich halte die für fähig, einen Mann dadurch ums Leben zu bringen, daß sie dafür sorgen, daß er krank wird durch Hungern, Frieren, Mißhandlungen bei Verhören und den täglichen Druck von Angst und Schikanen. Die kriegen einen nicht — es sei denn durch ein Todesurteil. Petter Moen, bringst du das fertig? Ja, ich kann's. Mit Gottes Hilfe *werde* ich aushalten.

19. Tag in der M. 19

Dienstag, den 22. Februar

Trockene Lippen — ein unruhiges Herz und Gedanken, die wie ein angeschossener Vogel flattern, das sind Morgenphänomene. Bei dem Gedanken daran, was in der V. T. geschehen *kann*, kann ein empfindsamer Mensch verrückt werden. Man verliert den Glauben an . . . Nein, ich will das nicht schreiben. Ich bin zu schwach, das ist das Ganze. Martinsen, 58 Jahre alt, sagte: »Nein, ihr könnt mich niederknüppeln, ich sage nichts mehr.« »Wir werden dich niederfoltern«, gaben sie zur Antwort. Es ist klar, in meiner Stellung jetzt muß es zu einer Krise kommen. Alle menschlichen Kräfte in mir sammeln sich zu der Aufgabe: auszuhalten. In meiner Not bete ich zu dem Gott meiner Eltern. Vater und Mutter und viele andere haben unzählige Male gesagt: Bete zu Gott, und du wirst die Wahrheit in seinem Wort erfahren. Ich stehe dem sehr verwirrt gegenüber, aber folge Mutters Stimme. Du da draußen: schweig!

20. Tag in der M. 19

Mittwoch, den 23. Februar

Mein Leben seit der Zeit, da ich — 1920 — nach Oslo kam, bis zum April 1940, wurde mir heute gegenwärtig. In bitter-schmerzlicher Reue muß ich bekennen, wie unsäglich schlecht ich gelebt habe. Alles habe ich mißbraucht: Zeit, Geld, Vertrauen, Fähigkeiten, Vaters und Mutters und Bellas Liebe.

Alle moralischen und materiellen Werte habe ich in Trümmer gelegt.

Es liegt nahe, daß ich zu mir selber sage: Jetzt sollst du dafür büßen. *Hierher* mußttest du, um das einzusehen. Beuge dich jetzt still, und klage nicht. Aber das wären nur leere Worte. Ich *muß* meine Not klagen. Ich *muß* eine Hoffnung für die Zukunft haben. Ich *muß* glauben, daß dies nicht »das letzte Kapitel« ist. Deshalb habe ich heute morgen mit vielen Tränen zu Gott gebetet — zu ihm, von dem aller Trost kommt, sagte Mutter. Habe ich Trost bekommen? Psst...! Es gehen hier geheimnisvolle Dinge vor sich. Ich bin nicht allein.

Man muß über die Manieren der Deutschen nur den Kopf schütteln. Sie sind *immer* unhöflich. Norweger würden sich Gefangenen gegenüber nicht so benehmen, nicht gegenüber kriminellen und auf keinen Fall gegenüber politischen Gefangenen. Ja, ja, nur nicht selber so werden — that's the point. Es ist ungeheuer verlockend zu denken: Gleiches für Gleiches. Aber der Sieg liegt darin: wir sind uns treu geblieben. Sie beugten uns nicht, und sie steckten uns nicht an. O Himmel! Wer den Tag erleben dürfte!

Am Nachmittag

Ich betete innig zu Gott für meine Zukunft, daß ich etwas anderes als der Auswurf werde, der ich mein ganzes Leben lang gewesen bin. Für mich ist *dies* die Erlösung. Ich bete so: Laß mich nicht ein Wind sein, der bald hierhin und bald dorthin weht, sondern laß mich ein Korn sein, das reift.

21. Tag

Donnerstag, den 24. Februar

Soll vermutlich heute vormittag zur V. T. Das ist entsetzlich unheimlich. Ich habe Angst vor den Mißhandlungen. Ich bitte Gott, mir zu helfen. Er ist jetzt meine einzige Stütze.

»Donnerwetter« veranstaltete Haussuchung!! Er fand mein Tagebuch nicht. Das hängt hübsch auf dem Nagel zwischen dem Toilettenpapier. Er fand auch meine Feder nicht. Das ist ein Stift in der Verdunkelung. Mein »Schachspiel« lag im Strumpf am Kleiderhaken, direkt vor seiner Nase. Haus-

suchung in einer nackten Gefängniszelle – auch das ist Gestapo . . .

Ich habe Durst und muß Wasser lassen. Angst und Spannung. V. T.! Herr, mein Gott! Es wird bald eine Gewohnheit, Angst zu haben.

Ein harter Kampf wird von uns hier in der M. 19 geführt. Vielleicht werde ich damit fertig.

Ein neues Beispiel für den psychischen Druck hier: Der Postbote zeigt mir sein Briefbündel in der Luke, reicht mir einen Brief und sagt: Bist du das? Selbstverständlich stand da ein anderer Name. Man muß ja ein Idiot sein, um die Absicht bei dergleichen nicht zu begreifen. Ich hoffe, meine Kameraden durchschauen diese kleinen Tricks. Einmal durchschaut, sind sie nicht mehr gefährlich. Und die Knirpse, die sich so etwas ausgedacht haben, wollen die Welt beherrschen! Trotz allem ihrem »Groß-« und »Reichs-«-Gerede sind die Deutschen sehr klein von Format. Von der Gestapo nicht zu reden. Es gibt keinen einzigen Zug einer »Herrenmoral«. Sogleich, wenn ich einen entdeckt habe, werde ich eine »Sondernummer« herausgeben, ic . . .

Langes Verhör in der V. T. heute nachmittag. Drohend, gefährlich. Neues Verhör morgen. Möge Gott mir helfen – mir und allen anderen.

Das ist furchtbar.

23. Tag in der M. 19

Sonnabend, den 26. Februar

Drei Tage der Reihe nach bin ich jetzt den ganzen Tag lang zum Verhör in der V. T. gewesen. Man hat mich auch nicht mit einem kleinen Finger angerührt. Habe ich vielleicht meine Angst und meine Gebete zu Gott vergessen? O nein, erst jetzt steigt sie in meinem Innern mit aller Macht auf, die Frage: Führt mein Weg zu Gott? Ich brauche die Einsamkeit der Gefängniszelle, um mich darein zu vertiefen. Wenn ich aus allem dem lebendig herauskomme und noch dazu zum Glauben finde, dann hat die V. T. so gründlich verloren, wie diese Sache nur verloren werden kann. Und wenn es mich das Leben kostete: mit dem Glauben als Gewinn ist der Tod ein Freund. Noch muß vieles geschehen, bevor ich zur Gewißheit durchdringe . . . ach ja.

24. Tag in der M. 19

Sonntag, den 27. Februar

Die Kirchenglocken mahnen. Ich will heute vormittag eine »stille Stunde« haben.

Am Nachmittag

Seltsame Gedanken. Will nicht schreiben . . .

Die Gedanken kreisen unaufhörlich um das, was geschehen ist. Wie . . . warum . . . o Gott!

Am 26. Tag in der M. 19

Dienstag, den 29. Februar

Fünf Tage hintereinander bin ich vom Morgen bis zum Abend zum Verhör in der V. T. gewesen. Ich könnte eine ganze Abhandlung darüber schreiben. Ich habe nicht die Kraft dazu.

Am 27. Tag in der M. 19

Mittwoch, den 1. März

Die Verhöre sind ein konsequenter Terror. Fortwährend wird man mit Mißhandlungen bedroht. Wenn man sich weigert, zu antworten, wenn man bei einer Lüge ertappt wird oder wenn die nur *meinen*, man verschweige etwas, setzen die Mißhandlungen ein. Das ist »das Geheimnis« der Gestapo. Die polizeimäßige Arbeit mit einer Beweisführung und Zeugen fällt weg. Man beweist selber seine »Schuld«. Die »Mitschuldigen« und die Beihilfe werden nach demselben System gefunden. Es widerstrebt mir, dabei auf Einzelheiten einzugehen. Das ganze Thema: die Methode der Gestapo verursacht bei mir einen moralischen Brechreiz.

Gegen diesen Hintergrund gesehen ist die Einsamkeit der Zelle eine begehrte Zuflucht. Trotz zehn Stunden Schlaf heute nacht bin ich müde. Gestern Abend betete ich unter Tränen zu Gott. Das Licht des Glaubens leuchtet nicht für mich. Aber ich bete darum. Nie im Leben habe ich eine Bibel vermißt. Jetzt würde ich gerne hungern, wenn ich nur eine bekäme. Ach ja, es ist verlockend, an die Wollust des Flei-

sches zu denken. Das muß man bekämpfen. Ich bin ein seltsamer Wirrwarr. Angst und Wollust? Eine Wurzel. — Der wirklich ernsten Frage: Gott um der *Erlösung* willen zu suchen, bin ich bis jetzt noch nicht unter die Augen getreten. Ich fühle mich so merkwürdig *zerstreut*. Habe jetzt nach einer Seite hin Klopff-Verbindung. Da drüben haben sie Zeitungen. Gute Neuigkeiten heute, heißt es . . . Es geht eben etwas in mir vor. Zutiefst in meinem Innern hoffe ich, daß es der Weg der Bekehrung ist, den ich gehe.

Am 28. Tag in der M. 19

Donnerstag, den 2. März

Meiner inneren Probleme sind so viele, und sie sind so groß, daß ich unwillkürlich versuche, darum herum zu gehen. Es gehört ein psychologisches *Wunder* dazu, mich dahin zu bringen, wohin ich mich sehne: zu seelischer und leiblicher Gesundheit und Harmonie. Ich hoffe auf Hilfe von Gott. Das ist meine letzte Möglichkeit zur »Erlösung« in jeder Hinsicht. Heute ist es vier Wochen her, seitdem ich verhaftet wurde. Ich bin darauf vorbereitet, lange, lange Zeit im Gefängnis zu sitzen, wenn nichts Schlimmeres geschieht. Der Krieg *kann* noch Jahr und Tag dauern. Ich glaube nicht daran, daß er in diesem Jahr zu Ende ist; *vielleicht* bringen sie das noch in diesem Jahr zustande. Oh! strahlende Hoffnung! Ich setze meine Hoffnung auf Gott, auf Vaters und Mutters und meine eigenen Gebete um Gnade und Erlösung für Leib und Seele, daß ich nicht im Gefängnis umkomme. Die Geduld wird auf die Probe gestellt werden. Das geht.

Und dann Bella. Ich erwähne sie jetzt nicht häufig auf diesen Blättern. Sie wohnt in meinem Herzen und spricht darin mit mir. Meine Kameraden — ich befehle sie in meinen Gebeten Gott an, einen jeden einzeln, damit ist alles gesagt. Vater nimmt einen dauernden Platz in meinen Gedanken ein. Möge er am Leben bleiben und mögen wir uns wiedersehen.

Für mich selber wünsche ich ein neues Leben — ein Leben in bescheidener Ruhe und Stille, um Wahrheit, Weisheit und Güte zu suchen. Auch Glück. Wie schön muß es sein, glücklich zu sein!!

Ich bin entsetzlich unruhig heute. Heute nacht war ich im Verhör — nicht in der V. T. und nicht im Traum. Ich schlief, aber ich dachte, sprach und *war im Verhör*. Völlig logisch und gespannt verteidigte ich mich gegen die unberechtigte Anklage, Sabotage *organisiert* zu haben. Während ich behauptete: wenn London die eben geltenden Anweisungen änderte, würde ich gehorchen. Und alles das ging vor sich, während ich schlief.

In meiner Unruhe und Bedrängnis wandte ich mich mit Tränen und Gebet zu Gott. Ich bat ihn um Hilfe wie noch nie zuvor. Der moralische Druck, unter dem ich stehe, ist jetzt auch sehr schwer. Die Verantwortung, meiner Aufgabe nicht gewachsen gewesen zu sein, und die Verantwortung Gott gegenüber für mein ganzes Leben — beides drückt mich. Was anders kann ich tun als beten — beten. Neun Monate braucht es, ein Menschenkind zu werden. Wie lange braucht es, ein Gotteskind zu werden? Sagt nicht David einmal: »Ich schrie nach dem Herrn bei Tag und bei Nacht — aber er hörte mich nicht...«? Warum erhörte der Herr Davids Rufen nicht?

Erinnerungen aus den Tagen der Freiheit haben jetzt eigentümliche Gewalt. Der einfachste Spaziergang im Wald oder auf einem Weg erscheint wie ein Traum vom Glück der Freiheit. Mein brennender Wunsch ist, das alles wieder erleben zu dürfen, an *Bellas* Seite. Herr mein Gott, laß es geschehen!

Heute habe ich eine Menge zu essen bekommen . . . Doppelte Portion zum Mittag und zwei zusätzliche Grütsen am Nachmittag. Ich bin satt. Trotz meines Freiheitsdranges habe ich heute auch so etwas empfunden wie: Was soll ich da draußen, wenn alles so sein soll wie früher? — Ich war unzufrieden und lebte ein schlechtes Leben. Dann lieber den Kampf in der Einzelzelle. Seltsames Gefühl. »Das Reich Gottes gleicht einem Manne, der alles verkaufte, was er besaß, und ging hin und kaufte eine kostbare Perle.« Gibt es nicht eins von Jesu Gleichnissen, das so lautet? Ich denke viel tagsüber. Mathematische Probleme können mich stundenlang beschäftigen. Ich bin beinahe niemals untätig. Aber das alles andere überschattende Problem heißt: der Weg zur Erlösung. Bin ich auf diesem Wege — oder betrüge ich mich selbst?

Die »Nazi-Tyrannie« ist eine Realität für uns politische »Verbrecher«. Wir wissen, was sie bedeutet, und gerade deshalb sind wir bereit, im Kampf gegen sie vieles zu opfern. Ich bin bereit, für diese Sache zu sterben. Der Tod ist eine bittere, aber »säuberliche« Konsequenz. Was ich und wahrscheinlich alle Gefangenen der Nazis mehr als den Tod fürchten, sind die Mißhandlungen. Es gibt überhaupt kein Wort, das sich mit meinen Empfindungen angesichts dieser Massenfolterung hier in der Stadt in der V. T. deckt. Die raubt mir jedweden Glauben. Ich sage mir: Wie *kann* Gott dergleichen geschehen lassen. Die Gedanken stehen still gegenüber diesem Problem. Einzelne werden vielleicht durch das Leiden zum Nachdenken geführt, aber die Vielen? In der V. T. landet man im Handumdrehen in Hoffnungslosigkeit und Verleugnung. Zwei von den Bütteln der V. T. waren heute hier. Eine Kleinigkeit, die ich verschwiegen habe. — »Sie werden uns das gewiß erzählen, Moen, und wenn nicht — ja, ich habe nicht die Absicht, jeden Tag hierher zu laufen.« — Was hat es für einen Zweck, zu leugnen! Die haben hier außer mir vier Mann sitzen, die in die Sache eingeweiht sind.

Am 31. Tag in der M. 19

Sonntag, den 5. März

Von Unruhe und Angst ist mein Sinn an diesem Sonntagmorgen in der Frühe erfüllt. Meine Gedanken drücken die Hoffnung nieder. Ich sehe dunkel in die Zukunft. »Aus der Tiefe rufe ich zu dir, o Herr!« schrieb David. Ja, auch ich tue das. Aus der Tiefe des Gefängnisses und des Herzens rufe ich zu Mutters und Vaters Gott.

Aber der Gedanke — das heißt: die Erfahrung — herrscht mich an: Jedweder Glaube ist subjektiv und willkürlich. Der Mensch ist ein Tier. Das Schicksal des einzelnen ist *zufällig*. Es gibt keinen Gott außerhalb des menschlichen Wesens! — Nun, gibt es ihn dann *innerhalb* des menschlichen Wesens? Ich weiß es nicht . . . De profundis . . .

Die Kirchenglocken läuten. Was jetzt? Kann ich, der wirklich ungläubig ist, beten? Ist das nicht Heuchelei, ja, schlimmer noch, Blasphemie? Und doch kann ich *das* nicht glauben. Das

Bedürfnis entspringt der Angst und dem Schmerz der Seele. Doch es ist egoistisch. Ein dunkler Punkt ist das. Der Egoismus soll mich also auf den »Weg zu Gott« führen? Sacro egoismo! Nein — ich gebe es von dieser Seite her auf . . .

Am Sonntagnachmittag

Ich habe den Eindruck von verschärfter Kontrolle. Zweimal heute schon war Kontrolle durch das »Auge«, außer den gewöhnlichen. Die Wärter (norwegische) sagten nicht »Guten Mittag!«, und weder zum Frühstück noch zum Mittagessen war etwas extra zu bekommen. Wahrscheinlich ist das die Rache für das Verschweigen — also Anweisung aus der V.T. Selbstverständlich hat man hier viele traurige Stunden. Wenn einem Erinnerungen und Bilder von früher auftauchen, fehlt nicht viel, daß die Tränen kommen. Die Einzelhaft mit einem Totalverbot jeglicher Zerstreuung, Beschäftigung und menschlicher Gemeinschaft ist eine teuflische Rache. Ich glaube, alle von der »London Nytt« haben es so. Ich denke jeden Tag an sie. Ich habe Reidar gesehen. Herrgott! Sein Gesicht war so merkwürdig *klein* geworden. Ich erkannte ihn beinahe nicht wieder. Alles das muß ertragen sein. Gäbe es keine V. T., würde in dem »Tagebuch des Gefangenen Nr. 5842« keine Klage laut werden. Folterungen und Verhöre dritten Grades darf es unter dem Zeichen H. 7* nicht geben — nicht einmal gegen unseren ärgsten Büttel. Amen. Sollen wir alle fünf uns schlagen lassen, und wenn ja, wie lange? Diese Fragen richten mich völlig zugrunde. Sie müssen warten. Mein seelisches Barometer hat jetzt einen ganzen Monat lang auf Sturm gestanden, und die Krise dauert an. Ich muß versuchen, Klarheit zu gewinnen über Fragen, die von entscheidender Bedeutung für mein zukünftiges Leben sind. Ich fühle mich heute leer. Weder Angst noch Sehnsucht haben heute irgendwie besonders Gewalt über mich. Ich habe den ganzen Tag lang nicht zu Gott gebetet. Ich habe, praktisch gesprochen, unaufhörlich über mathematische Probleme nachgedacht. Vieles ist heute geklärt. Der Tag hat noch ein paar Stunden . . . Ich denke an Bella. Kleine geliebte Frau,

* H. 7 = Håkon VII.

mein Kind — einen Monat in Grini — kommt vielleicht zum Herbst frei. Ich wage einfach nicht, zuviel an sie zu denken. Es tut so weh. Auch nicht an Ingeborg und Kari. Ach! der Kampf ist kostbar — Frauen selbst . . .

32. Tag in der M. 19

Montag, den 6. März

Wieder und immer wieder muß ich mich selber fragen: kannst *du* glauben? Ich spreche vom Glauben an die Lehre der Kirche, oder davon, den Glauben zu teilen, von dem Vater und Mutter sprachen: Christus ist Gottes Sohn und ist für uns gestorben. Wer an ihn glaubt, wird das ewige Leben erben. Ich weiß, draußen in der Freiheit würde ich antworten: nein, das kann ich nicht. Meine Erfahrung verbietet es mir. Jetzt sage ich nicht rundweg nein. Bei mir ist nämlich die Erfahrung hinzugekommen, daß ich in der äußersten Not rufe: Herr, mein Gott, hilf mir! Jesus, erlöse mich!!

Das ist ein furchtbarer Konflikt. Ich will mich nicht selber dazu narren, zu glauben, weil ich den Glauben nötig habe. Es ist kein »Fehler« des Glaubens, daß er der Angst entspringt, aber er soll ihr mit mindestens derselben Kraft wie ein überzeugender Gedanke *entspringen*. Unter dieser Voraussetzung mag *gern* »das Gesetz mein Zuchtmeister zu Christus« sein. Zum Schluß noch etwas: Das, worum ich Gott in meiner Not bat — es ist genau so, wie ich es erbat, geschehen. Wenn das so weitergeht, muß ich ja glauben.

Montag abend in der Dämmerung

Dies ist ein wirkliches Erlebnis:

An meiner Zellenwand erschien das Bild
von Christi Haupt, dornengekrönt.
In tiefem Frieden lag sein Schmerz gestillt
und kundtat stumm: Gesühnt, versöhnt . . .

Du, Gott und Mensch, hast sterben wollen
und wolltest deiner Unschuld Schmerz.
Floß denn dein Blut in minder vollem
Schlag als in meinem banger Herz?

O nein, durch deines Opfers Macht
hast unsre Qual du wollen enden,
und als du sprachst: Es ist vollbracht!
nahmst du uns Sünder bei den Händen.

O Christus, Bruder nenn ich dich,
den Bruder mein in Schmerz und Not.
Den Weg der Gnade führe mich
aus Angst und Sünden und dem Tod!

Möllerstraße 19,
am siebenten März 1944

Gefangener Nr. 5842
Petter Moen.

Am 34. Tag in der M. 19

Mittwoch, den 8. März

Gestern war ich sozusagen den ganzen Tag lang damit beschäftigt, mit Zelle D. 1 Schach zu spielen. Das ist ein Zeitvertreib ohne einen besonderen Gewinn. Ein starkes Bedürfnis nach dergleichen habe ich nicht. Ich kann es gut verstehen, wenn ein Mönch dem »Leben« entsagt, um sich in das innere Leben zu vertiefen und zu verlieren. Ich kann mir vorstellen, daß einem die ganze Welt: Besitz, Familie, Frau und Kinder, ja alles als eine unerträgliche Bürde von oberflächlichen Dingen vorkommen kann im Verhältnis zu dem einzigen Drang und Hang der Seele: Gott zu suchen, in Gott zu leben, Gottes Wesen unaufhörlich in sich selber zu erleben . . . Das Erlebnis am Montag, das hinter meinem Gedicht liegt, war *völlig* frei von jeglicher Exaltation. Es war auch nicht von den Meditationen am Montag hervorgerufen. Von sieben Uhr morgens bis ungefähr vier Uhr am Nachmittag hatte ich mich beinahe ausschließlich mit mathematischen Problemen beschäftigt. Die Erscheinung selbst kam völlig überraschend. Sie dauerte eine Sekunde lang oder zwei. Es war nicht das herkömmliche Kruzifix der katholischen Kirche. Ich kann nicht mehr darüber sagen . . ., aber mein Wunsch und mein Drang, das Göttliche in allem Menschlichen zu ergreifen, ist in meinem Wesen. Die orthodoxe Wahrheit kann ich aber nicht so sehen, wie Vater und Mutter sie auslegten. Ich bete um wahre Erleuchtung und Erfahrung. Häufig knie ich nur neben meinem Bett. In mir ist alles tot. Ich bin leer von Gedanken, Worten und Gefühlen. Nichts geschieht. Ich bin nur

allein — aber auch das macht nichts aus. Es ist gut, allein zu sein! Das einzige, was dann als ein ängstiger Druck unmittelbar hinter der Leere liegt — das ist die Victoria Terrasse. Die hat mich so geändert, daß ich nicht wiederzuerkennen bin. Vielleicht würde Mutter mich wiedererkennen. Sie hat ihren kleinen Petter schon früher ängstlich gesehen. Mutter — bete für mich!!

Am 35. Tag in der M. 19

Donnerstag, den 9. März

Zum ersten Male sitze ich heute mit müßiger »Feder« da. Ich habe das Gefühl, daß ich nichts auf dem Herzen habe, was ich diesem meinem »geistigen Schatzkästlein« anvertrauen könnte. Ich beobachte mein inneres Leben sehr genau. Es gibt viele Gedanken und Gefühle, die nicht hier im Tagebuch verzeichnet sind. Ich bin in der Psychologie gut bewandert. Ich kenne alles Wesentliche von den virtuoson Eigenschaften und Fähigkeiten des Menschen im Dienste der Selbsterhaltung und des Selbstbetrugs. Aber — und das ist der Gedanke dieses Tages — der Gottesgedanke ist bestimmt auch zu begreifen als »eine kosmische Projektion der Bindungen des Oedipus-Komplexes«. Dieselbe Wahrheit lautet folgendermaßen: Gott wirkt durch die Bindungen des Oedipus-Komplexes. Nun und? Das Ganze ist ein Gedankenspiel. Die Erfahrung ist dabei, wie bei allem, entscheidend . . . Seltsam, wie blaß und leer diese Gedanken anmuten . . . Viele sonderbare Gedanken, manche ganz bizarr, ja sogar absurd, sind mir heute durch den Kopf gegangen.

Am 36. Tag in der M. 19

Freitag, den 10. März

Eine neue, lange Schachpartie kommt jetzt ins Endspiel. Die Zeit geht hin. Das ist alles . . . Na, na, vorsichtig! Stille Gedanken und Hoffnungen, das ist auch etwas, was geschieht. Ich hoffe . . .

Nach einer Nacht voller Fluchtträume bin ich — wie heute — immer traurig. Da mußte ich an Alexander Berkman und seine Gefängnis-Erinnerungen denken. Dieses Buch ist mir mehr als zwanzig Jahre lang nicht aus dem Sinn gekommen. Ich will es die Bibel des Gefängnis-Heroismus nennen. Er saß unschuldig 22 Jahre lang gefangen. Amerikanische Gefängnisverhältnisse in der Zeit um 1900. Soll man weinen? Berkman weinte nicht. Er besiegte sein Schicksal. Deshalb ist sein Name lebendig. Viele, viele kennen ihn. Aus Berkmans Leben kann man Kraft schöpfen. Ich schäme mich und werde demütig. Aber — daran halte ich fest — den Methoden in der V. T. gegenüber habe ich nichts als Angst, und ich *kann* dort kein Held sein. Ich bin von wildem Haß gegen die V. T. erfüllt.

Was anders kann das Ergebnis solch einer Erniedrigung sein! Ich bin kein Sklave. Den Leib kann man brechen, aber der Sinn eines freien Mannes ist und bleibt frei. Mir steht nicht der Sinn nach Rache mit den gleichen Mitteln, absolut nicht, aber ich möchte gerne meine Verachtung über die Vertreter dieser »Neuordnung« ausschütten. Ich bin auch kein Christus, nicht einmal ein Christ, ich bin willens, um meines Stolzes und um der Humanität willen auf ein gerechtes Urteil über diese Sünden zu verzichten — aber verzeihen *kann* ich nicht. Und Christus sagte: Liebe deine Feinde! Das ist unmöglich, dann müßte ich wirklich erst »umgewandt« werden. Und das ist es auch, was mich über den »Weg zu Gott« still werden läßt. Glauben und Taten gehen »über meine Kraft«. Aber die zweifellos echten Schreie zu Gott in der Stunde der Angst und des Schmerzes — sind die nicht auch Ich? Und der religiöse Trost, den ich fand — war der vielleicht Illusion? Nein, das Wort Illusion gehört nicht hierher. Selbst die Erscheinung an der Wand war keine Illusion. Deshalb muß ich es so betrachten: Schmerz und Angst entblößen Schichten in meiner Seele, die für gewöhnlich überlagert und verdrängt sind von intellektuellen und *moralischen* Kräften in mir. Wenn die Gefahr abnimmt, übernehmen diese Kräfte wieder die Zügel, die ihnen entglitten, als *alle* Kräfte mobilisiert werden mußten. Die zutiefst liegenden Selbsterhaltungstrieb scheiden die Dinge nicht logisch, empirisch, kausal. *Alles* ist ihnen dienlich. Wir befinden uns in einer Welt der Magie.

Aber ich Logiker und Kausalist habe eine tiefe Sehnsucht nach der Welt der Magie und ihren Werten. Positiv und aufrichtig möchte ich gern »durch die Gnade erlöst« werden. *Und* — ich will geheiligt werden in Christus. Ja! Ja! Aber ich sehe keinen anderen Weg dazu als den, den die Angst bereitet, wenn mein wissenschaftliches und moralisches Über-Ich gelähmt sind. Hier stehe ich. Ich kann nicht anders. Gott helfe mir. Amen.

Am 38. Tag in der M. 19

Sonntag, den 12. März

Ich bin besonders weich gestimmt am Sonntagvormittag. Der Gedanke an Bella sitzt mir wie ein Klumpen im Hals. Erinnerungen an friedliche Sonntage in alter Zeit steigen in mir auf, daß ich kaum atmen kann. »Es gibt kein Labsal für diese Qual.« Es ist Sehnsucht, gewöhnliche, unheilbare Sehnsucht nach Freiheit, Glück — und nach *Bella*.

So sitze ich nun hier und schreibe mir zum Trost. Dieses Tagebuch *muß* ich versuchen zu retten. Das wird nicht leicht sein. Ich bleibe wohl kaum hier. Ich rechne mit einem Minimum von einem halben Jahr hier — im Gefängnis. Dann geht es wohl weiter nach Grini. Auch die Möglichkeit, nach Deutschland geschickt zu werden, besteht. Mit einem Todesurteil rechne ich nicht. Die Belastung, welche solch eine Voraussetzung bedeutet, wäre für das alltägliche Leben zu groß. Und wenn es doch geschieht . . . ? Ich rechne nicht damit, daß der Krieg noch in diesem Jahre zu Ende ist. Das Tempo ist nicht scharf genug. Invasion . . . Tja, damit hat es wohl noch gute Weile. Ja, ja, lieber Petter Berkman . . . du mußt halt leben, ohne daß es dir gut geht.

Sonntag nachmittag

Ich habe zu Gott gebetet, aufrichtig und mit Tränen, er möge mir einen Zipfel vom Mantel des Glaubens schenken. Ich will geheiligt werden. Das Wort soll für mich gelten. Das bedeutet für mich, bis zur Wurzel von all dem Gemeinen, Schmutzigen, Unwürdigen und Wertlosen in meinem Wesen vorzudringen und es zu bekämpfen. Sünde — mit einem Wort.

Unterbrochen . . . Die Wache war hier. War so unverschämt, daß ich vor Wut heulte. Ich sagte — natürlich nicht zu ihm — verfluchter Polizeihund, . . . Nazilümmel, . . . wagt es, derartig einen Mann zu behandeln, der *himmelhoch* über ihm steht . . . ! Das ist nun der gleiche »Ich«, der von Geheiligtwerden spricht. Nun ja, in allem seinem Widerspruch zwischen Wunsch und Wirklichkeit reimt sich das trotzdem zusammen. Aber — werden die Kritiker sagen — daß du, der Logiker und Kausalist, zu einem Gott betest, an den du gar nicht glaubst — das reimt sich nicht! Nun schön, das zeugt vielleicht nur von der Stärke des Bedürfnisses, vielleicht ist auch ein wenig Glaube dabei, auf jeden Fall ist die endgültige Wahrheit über das Irrationale noch nicht gefunden. Aus diesem Grunde habe ich ein Recht zu beten.

Am 39. Tag in der M. 19

Montag, den 13. März

Zwei Unglückszahlen im Datum, und danach ist es auch. Ich bin heute *ungewöhnlich* niedergeschlagen. Die Unterdrückung ist fühlbar und verschärft die Krise. Die Bewachung ist scharf. *Alles* ist verboten. Die »lautlose Beobachtung« geschieht häufiger. Und einen Mann in einem leeren Raum ohne anderen Zweck zu überwachen, als ihn zu schikanieren — wie soll man das nennen? Ich war in meinem Herzen kein Deutschenfeind, als ich hierher kam, aber ich werde einer.

Ich muß Trost und Hilfe im Gebet zu Gott suchen, und ich tue es. Ich breite alles vor IHM aus: Schmerz, Trauer, Zorn, Reue, Haß, Hoffnung und Verzweiflung. Ich sage wie Jakob: »Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn.«

Übrigens weist noch etliches mehr in der Richtung von »Gottes Finger«. Ich sehe jetzt schon *ein bißchen* mit Mutters und Vaters Augen, aber es ist wohl noch weit bis . . . » Und er rief von weitem: Vater, ich habe gesündigt . . . «

Am 40. Tag in der M. 19

Dienstag, den 14. März

Lichtere Stimmung. Schlicht und bewußt einfältig betete ich heute morgen in der Frühe dieses Gebet: »Herr, der du den Lauf der Sonne lenkst, und der du diesen schönen Tag ge-

schaffen hast, lenke du auch meinen Tageslauf, und schenk auch mir einen stillen, guten Tag!« Und so ist es gegangen, genau so.

Nun höre ich meine Freunde sagen: »Er ist also ganz weich geworden.« Ja, ja, mag es so sein. Wenn man eine Nacht lang in dem eiskalten Keller der Victoria Terrasse gestanden hat, Angstschweiß auf der Stirn, den Rücken zerschunden von faustdicken Taucnden und Gummipeitschen, an Körper und Kleidern beschmiert von Blut und Dreck vom Boden und den Stiefeln, die einen mit Fußtritten bearbeiten — da wird man weich. Ich habe das mitgemacht, und ich wurde so weich in den Knien, daß ich sie beugte und betete: »Herr, erlöse mich, ich vergehe!« Ich war damals unheimlich nahe dem Selbstmord. Eine zerschlagene Glühlampe und eine durchgeschnittene Pulsader hätten es getan. Ich war allein . . . Nein, ich war nicht allein. Der Unsichtbare hielt meine Hand zurück.

Am 41. Tag in der M. 19

Mittwoch, den 15. März

15. März — Todestag des Tyrannen. Aber die Welt gebiert fortwährend neue Tyrannen. In den Gefängnissen sitzen zu allen Zeiten Männer, die ihre Stimme oder ihre Hand gegen Unrecht und Gewalt erhoben haben. Lohnt dieser Kampf denn nun? Ja und abermals ja. Ohne ihn und die Opfer, die er verlangt, wäre alle Freiheit sehr bald erloschen. Der Kampf der norwegischen Heimatfront hat uns dreihundert hierher in die M. 19 gebracht. Ich bereue nichts, was ich getan oder geschrieben habe, und beklage nur das Ungetane. *Es müssen* Leute in den Gefängnissen der Nazis sitzen. Säße nicht ich hier, dann säßest du hier — du, der du noch frei bist. Ich stöhne unter dem Joch, aber ich wünsche nichts ungetan. In der Zelle nebenan sitzt einer schon den 20. Monat! Ich sitze hoch, in der vierten Etage. Im Keller wimmelt es von Leuten. Dort unten ist es beinahe immer halbdunkel — und kein Licht, ausgenommen die Zeit der Verdunkelung. Dort sitzen die Leute in den Strafzellen. Die haben es noch ein bißchen strenger als ich: weniger bequeme Pritschen und nie ein paar Minuten frische Luft. Und dann haben wir V. T. Ja, das sind harte Dinge, aber sie brechen uns nicht.

Ich will heute noch ein paar Worte hinzufügen — nur um mich selber ein wenig zu trösten. Die Einsamkeit zehrt an der Kraft zu denken, weil das Denken an äußere Reize gewöhnt ist. Ich habe mich, zum Beispiel, tagelang mit einer trigonometrischen Integralrechnung abgeplagt. Es ist kein Fehler zu entdecken. Und doch: die Derivation als Kontrolle führt nicht zurück. Beinahe, aber nicht ganz. Ich war heute ganz entsetzt, als ich alles mit größter Genauigkeit durchgeackert hatte und zum Schluß derselbe Fehler wieder da war . . . zum zehnten Male. Aber ich gebe es nicht auf. Serret-Scheffer bei der Hand, und die Sache wäre innerhalb von fünf Minuten in Ordnung.

Im übrigen ist mir schwer ums Herz. »Kein Frieden zu finden.« Es ist unter diesen Umständen schwierig, dem Hang zu Schläfrigkeit und müßigen Träumereien nicht nachzugeben. Ich will viel daransetzen, dem zu entgehen. Ich werde aus meinem eigenen Wesen nicht recht klug. Weich und sentimental bin ich, und doch werde ich mit dieser Prüfung fertig . . . bis auf weiteres.

Am 42. Tag in Nr. 19

Donnerstag, den 16. März

Vor sechs Wochen bin ich hierher gekommen. Ich will keine falschen Tiefsinnigkeiten über diese Zeit sagen. Das Problem für mich ist: Was soll ich eigentlich noch »da draußen«? Will ich auch wirklich wieder von hier weg? Ich bin nicht verrückt geworden. Ich rühre nur an mein tiefstes Lebensproblem. Die Wahrheit ist, daß ich mit dem Leben nur sehr locker verbunden bin. Es gibt sehr wenig da draußen, was mich ruft, und nichts davon mit mahnender Stimme. Es ist furchtbar, aber so *ist* es.

Ich kann mit Hamlet sagen: »Wer trüge Lasten und stöhnt' und schwitzte unter Lebensmüh? Nur daß die Furcht vor etwas nach dem Tod . . . den Willen irrt, daß wir die Übel, die wir haben, lieber ertragen als zu unbekanntem fliehn.« Das ist lange Jahre hindurch mein Glaubensbekenntnis gewesen, ja, im Grunde genommen immer. Ich kann die vielen Male, da ich vor dem Selbstmord stand, nicht mehr zählen.

Nie habe ich ein Mittel gegen diese Melancholie in meinem Innern gefunden. Tantalus *beugte* sich nieder, um zu trinken — aber seine Lippen blieben ebenso trocken wie zuvor. Begreift ihr es jetzt, meine Freunde?

Mir wird cisig zu Mute bei dem Gedanken an alle die Qualen der Leere, die ich im Laufe der Jahre gelitten habe — an die unzähligen Male, da ich mir selbst gesagt habe: Nein, hol's der Teufel! Jetzt soll das ein Ende haben. Ich erschieße mich. — Aber der Teufel holte mich nicht. Bis an den Rand der Brücke ging es, viele Male — aber nicht darüber hinaus . . . Dann griff ich begierig nach dem Spannenden in der illegalen Arbeit. Ich war fest entschlossen, auf keinen Fall zu fliehen. Ich dachte: Wenn du erschossen oder auf jeden Fall zu Tode gequält wirst — was macht das aus! Dann hast du die Folter dieses ganzen Lebens endlich hinter dir. Dann kam die Victoria Terrasse — und das, was auf diesen Blättern steht. Und das ist ja ein Zeugnis, das deutlich genug von der Ironie des Lebens handelt. Und trotzdem sage ich heute noch: Hamlet hat recht. Es wäre das beste . . . not to be . . . Aber: es gibt Anzeichen dafür, daß mein salto mortale ein salto vitale werden *kann*. Geringe Anzeichen sind es, aber sie sind nun einmal da. Einen merkwürdigen Namen hat diese Stätte des Entsetzens: *Victoria Terrasse*. Sieg . . .? Für wen? Über wen?

43. Tag in der M. 19

Freitag, den 17. März

Manche von den Wachen hier sind einfach hoffnungslos. Einer war heute bei mir. Erst guckte er zweimal durch das lautlose Auge — vergebens. Er wurde nicht klug daraus, was ich machte. Beim dritten Male dann polterte er mit Schloß und Riegeln los und kam wutschnaubend herein. Er *brüllte* irgend etwas. Unmöglich zu begreifen, was. Er brüllte von neuem. Ich verstand das Wort »Bett«. Er sah ganz wild aus. Schlicht! brüllte er immer und immer wieder. Das Bett sollte glatt sein. Das war es also, um was das ganze Unwesen ging. Auch »Donnerwetter« hatte deswegen einmal einen Spektakel gemacht. »Schlicht wie der Tisch!« hatte er geschrien. Ein kleiner Kerl schloß mich einmal im Keller der V. T. ein. Ich war allein in der Zelle. Bevor er die Türe zumachte und abschloß, sagte er: »Kein Wort, sonst schlag ich dich tot!«

Einen Mann zu töten — das ist soviel wie eine Fliege totzuschlagen. Es ist klar, daß diese Sorte Leute nach Gaustad* gehört. So etwas muß man ertragen. Und doch fällt mir das eben noch sehr schwer. Aber es geht vielleicht . . .

»Der Mensch glaubt, was er glauben will, und muß glauben.« Jeder politische Gefangene hier glaubt, daß der Krieg noch in diesem Jahr zu Ende ist. Der Sieg liegt in unserem Willen, sagen die Nazis. England hat das V-Zeichen. Aber ich — was habe ich, woran ich glauben könnte. Vielleicht ist es Einbildung oder mein Hochmut, der sich in den Weg stellt, aber Tatsache ist, daß ich *intellektuell* vom Glauben abgeschnitten bin. Metaphysisches und religiöses »*Denken*« ist blanker Unsinn. Aber mich dürstet wie einen Wanderer in der Wüste nach dem »Wasser des Lebens«, nach Innerlichkeit, nach der grenzenlosen Fülle des Gefühls, nach der Fata Morgana der Kunst — und nach *Religion*. Alles das hat das Leben mir versagt. Aber ich weiß, daß die Physik jetzt sagt: »Bei Mikrophänomenen, das will sagen: bei Grundphänomenen, gilt das Kausalitätsgesetz nur für die Massenwirkung. Das einzelne Mikrophänomen trifft mit Wahrscheinlichkeit, nicht aber mit Notwendigkeit ein.« Was soll ich nun mit »meinem Herzen« anfangen? Credo quia absurdum?

44. Tag in der M. 19

Sonnabend, den 18. März

Heute beim Haarschneider gewesen. Er ist Christ, und er sagte mir, ich solle beten. Das letzte Mal, als ich bei ihm war, hatte er dasselbe gesagt. Ein Gefangener in der A-Abteilung (im Keller) hat seinen Rat befolgt und ist ein glücklicher Mann geworden. Ich sagte ihm, ich hätte viele Male gebetet. »Hast du das?« fragte er ein wenig überrascht. »Ja«, meinte er, »du magst ja von ganzem Herzen glauben, aber der Glaube befreit dich nicht von körperlichem Leiden. Nur bedeutet das dann für dich nichts mehr. Prügel und Schläge kannst du dann mit einem Lächeln hinnehmen.« Das waren seine Worte, und ich erinnerte mich ihrer wieder, nachdem ich heute morgen in der Frühe zu Gott gebetet hatte, er möge mir ein Wort zur Führung und zum Trost schicken. Ich weinte lauthals,

* Gaustad = Irrenanstalt bei Oslo.

als ich in meine Zelle zurück kam. Warum? Ja — Lot auf Grund! — es geschah aus Mißgunst . . . So ist es. Der Midas der Gedanken mißgönnt dem Einfältigen seine Brotkrumen. Das ist heute die Stimme bei dem alten »Gedanken-Aristokraten« P. M. Das ist eine Tragödie. Das ist ein Schicksalsdrama.

Sonnabend nachmittag

Kann ich nicht ebensogut gleich diesen ganzen theologischen Krempel beiseitewerfen? Eine Sirene lockt von der »Insel im Meer«: »Mach dir nur jetzt das Leben hier mit Stumpfsinn und Wollust erträglich — mit langen Zeiten stumpfer Gleichgültigkeit, welche die Zeit zu einem Nichts zusammenschrumpfen läßt, und mit den Ausbrüchen von Wollust, die ›das Fest des Einsamen‹ sind. Wirst du wieder einmal ein freier Mann, dann zimmerst du dir eine Geschichte vom ›Helden der Heimatfront par excellence‹ zusammen und läßt dich damit feiern. Und wird es mit Verhören und Folterungen gar zu schlimm, dann verübe Selbstmord oder verrate ein paar Geheimnisse des Widerstands. Das erfährt sowieso niemand. Und der Tod . . .? Der ist unangenehm, aber nicht weiter gefährlich. Und du bekommst ja den Nachruf, ein tapferer Mann gewesen zu sein . . .« So lockt die Sirene.

Die Weisheit der Alten ist nicht zu verachten. Odysseus' Männer wurden auf der Insel der Circe zu Schweinen. Wenn ich auf den Gesang der Sirene höre, werde ich zu einem Schwein, oder — richtiger gesagt — ich bleibe weiterhin ein Schwein, und der Kampf ist endgültig verloren.

Deshalb ist die Gelegenheit, die Gott oder das Schicksal oder der blinde Zufall mir hier in die Hände gespielt haben, so *gefährlich*. Wenn ich M. 19 mit derselben Einstellung gegenüber dem Leben verlasse, wie ich sie hatte, als ich hierher kam oder noch ein wenig früher . . . dann bin ich ein erledigter Mann. Konkurs. Deshalb werde ich jeden Tag und jede Stunde von Gedanken gejagt, geplagt, zernagt: jetzt müsse es sich entscheiden, hier sei der Anfang. Jetzt oder nie! »Jetzt hast du Ruhe! Hier bist du frei, den Weg nach Innen zu suchen! Tue es und finde dich selbst — oder Gott — oder nichts!« Das ist . . . eine Stimme.

Ich will ein hohes Spiel mit dieser Karte spielen. Ich habe das Gefühl, daß ich . . . Ach! Enok Håve, ich verstehe dich . . .

Ein Boot im Gischt,
ein Ruf in Moll –
erstickt im Schrei . . .

. . . Gnädiger Himmel, . . . oh, du wunderbare norwegische Erde, die bald wieder im Frühling 1944 grünen wird, . . . Mutter und Vater, die ihr mich geliebt habt, . . . meine Frau . . . meine ungeborenen Kinder – nicht den Fall hinab, nein, nein, nein!

45. Tag in der M. 19

Sonntag, den 19. März

Jetzt, in der Sonntagsstille, lockte die Sirene mit verführerischer Macht . . .

Es ist ein Fest in der heiligen Stadt. Die Jünglinge tanzen nackt um den Triumphwagen des Dionysos mit seinem mächtigen Phallos. Sokrates hat seinen Arm um Platon geschlungen: Junger Freund – Weisheit findest du in unserem Symposium. Laß es geschehen! Wenn das Morgenlicht gegen die Fliesen des Tempels bricht, wirst du meine Weisheit verstehen . . . Da bricht der Klang der Glocken von der Dreifaltigkeitskirche herein. An der geborstenen Säule des Tempels steht Paulus aus Tharsus. »Ihr Männer von Athen . . . der Gott . . .« Oh! bitteres Schicksal! Ich bin ein Sohn aller Zeiten und Länder, aber nirgends bin ich *zu Haus*. Freunde habe ich aus allen Ländern, aber alle sind tot. Kommt, ihr toten Freunde, zu meinem Symposium. Ich bin der Geringste unter euch. Ich wasche eure Füße mit den Tränen meiner Einsamkeit, während ich erröte vor Freude, daß ihr habt kommen wollen. Das Fest hebt an. Seine Majestät Prinz Hamlet hat das Wort.

». . . So macht Gewissen Feige aus uns allen; der angeborenen Farbe der Entschließung wird des Gedankens Blässe angekränkelt; und Unternehmungen voll Mark und Nachdruck, durch diese Rücksicht aus der Bahn gelenkt, verlieren so der Handlung Namen . . .« Danke, Prinz von Dänemark! Du hast auch ein Wort für den, der kämpfen und das fair play spielen – »a gallant man« sein will.

Auch ich möchte gerne ein tapferer Mann sein. Ich bin es nicht. Ich hätte mich von den wilden Tieren in der V. T. in Stücke reißen lassen und schweigen, schweigen müssen. Das brachte ich nicht fertig. Angst und Schmerz brachen mich. Im Laufe einer Reihe von Verhören holten sie alle Geheimnisse aus mir heraus.

Ich schäme mich darüber dermaßen, daß ich keine Lust habe, nach dem Krieg überhaupt noch jemanden wiederzusehen. Häufig denke ich: das beste wäre ein Todesurteil. Damit gingen drei Wünsche von mir in Erfüllung: mein Hamlet-Wunsch würde erfüllt, Sühne für meine Feigheit, und ich bekäme vielleicht den Nachruf:

He was a gallant man.

Endet das alles mit dem Tode, dann wünschte ich, mein Tagebuch würde gerettet. Ich würde dann meinen Bruder Hans bitten, es zu »übersetzen« und das Original mit einer Abschrift Bella zu übergeben.

Jedes Wort und jeder Satz hier sind unter Einsatz meiner Fähigkeit, zu denken und zu fühlen, geschrieben worden. Ich habe versucht, aufrichtig zu sein — nichts auszuschmücken, um mir einen goldenen Buchstaben im Nachruf zu verdienen, und mich nicht selber anzuschwärzen, um das Lob der Scham zu bekommen. Ich schreibe unter dem Druck einer drohenden Gefahr, die größer ist, als ich sagen darf.

Vielleicht wird es manchem schwerfallen, meine Angst vor Leiden und Schmerzen zu verstehen, da ich doch allem Anschein nach darauf vorbereitet bin, sterben zu müssen. Die Erklärung ist einfach. Der Schmerz ist bewußt. Der Tod — ja, was ist der?

46. Tag in der M. 19

Montag, den 20. März

Das innere Leben bekommt hier in der Einsamkeit etwas Aufgeblähtes. Das Nur-mit-sich-selbst-Beschäftigtsein wird eine Notwendigkeit und Gewohnheit. Ich bin immer allein: in der Frischluft-Zelle, im Bad, im Keller, in der V. T. — immer allein. Ich habe keine Erlaubnis, auch nur irgend etwas zu tun. Meine Nachbarn in D. 1 haben den Klopfkontakt abgebrochen. Vielleicht wagen sie es nicht mehr, oder sie wollen nur ungern einen mühselig zustande gekommenen Rhythmus

durchbrechen. Ich erlaube mir gewisse verbotene Dinge, wie mein Tagebuch zu führen und an den Wänden mathematische Ausrechnungen vorzunehmen, alles, während ich darauf horche, was die Wache macht. Ein selbst angefertigtes Schachspiel gewährt mir ein bißchen Zerstreuung.

Ich bin beinahe immer niedergeschlagen, ab und zu etwas weniger unglücklich. Das sollte man verstehen können. Wenn nicht, so ist das Wichtigste dies . . . Erstens: Der Zusammenbruch hat mir gezeigt, daß ich meiner Aufgabe nicht gewachsen war. Die Terroristen in der V. T. haben mich gezwungen, ihnen dabei zu helfen, auch noch die andern in ihre Klauen zu bekommen.

Diese beiden Tatsachen haben mein Selbstvertrauen und meinen Stolz tödlich verletzt.

Außerdem: Die Drohung der V. T. hängt tagtäglich über mir. Jeden Augenblick kann es geschehen, daß sie kommen und mich nach Dingen fragen, die ich nicht sagen will, oder nach Dingen, von denen ich nichts weiß, und dann fängt die Hölle der Mißhandlungen an, vor denen ich ein so fürchterliches Grauen habe.

Zum Dritten: Diese Krise des Selbstvertrauens und Existenzkrise ist verschärft worden durch eine moralische Krise, die mich schon seit Jahren innerlich ausgehöhlt hat. Es geht sozusagen um das Recht zu leben. »There is the rub« — um Hamlets Worte zu gebrauchen. Dem auf den Grund zu kommen, braucht es eine lange Reise — zurück in das vergangene Leben und hinab in Unterbewußtsein und Unbewußtheit. Vielleicht *muß* ich diese Reise einmal antreten. Aber ich habe oft — und besonders hier im Gefängnis — gedacht: vielleicht könnte ich *darüber hinwegkommen*, ohne *hindurchgegangen* zu sein. Kann ich nicht mit Recht sagen, daß das, was ich suche, *Erlösung* ist — Erlösung von Sünde und Angst und, von sehr tiefer Bedeutung für mich, Erlösung vom Tode? Sich vorzustellen, daß die Pforte zu »Gottes grünen Weiden« sich einmal für mich auftun könnte!

47. Tag in der M. 19

Dienstag, den 21. März

Die Grundstimmung ist düster und wird immer düsterer. Wenn ich an alle die stolzen Träume von Glück und Wohl-

ergehen denke, die hinter diesen Gefängnismauern hier schmachten und brüten, dann empfinde ich einen brennenden Schmerz in meiner Seele. Ich weiß, daß wir vergessen werden, daß wir vergessen *sind*, außer von einem engen Kreis von Verwandten und einem oder zwei Freunden. Bleiben wir am Leben, ernten wir wohl in irgendeiner festlichen Stunde ein Hurra. Ja, ja, etwas anderes ist nicht zu erwarten. Ich bin hier Gefangener Nr. 5842, in Grini sind sie wohl schon beim Zehnfachen angelangt. Tausende von Norwegern sitzen in Deutschland. Viele, viele sind tot – manche mit versiegelten Lippen unter der Folterung gestorben. Die *dürfen* nicht vergessen werden. Aber das Leiden des einzelnen geht in der Summe – dem gemeinsamen Opfer – auf.

Die langen Wochen und Monate in der Einzelzelle werden auch von mir selber rasch vergessen werden – wenn sie nicht auf eine andere Art und Weise unvergeßlich werden. Meine Seele ist schwer wie Blei – oder wie der fruchtbare Schoß eines Weibes?

Abermals ist der Schatten des Hauses in der Akersstraße bis tief hinunter auf die Mauer der Dreifaltigkeitskirche geglitten. Der ist meine Uhr. Durch die eisengefaßten Quadrate des Zellenfensters habe ich einen verbotenen Blick auf einen blauen Himmel und einen sonnenbeschiedenen Straßenzug geworfen. Aber es ist nicht die Sehnsucht nach Freiheit, die an meinem Herzen reißt, auf jeden Fall die nicht am meisten. Es ist immer wieder aufs neue »das Keller-Problem«. Und das lautet folgendermaßen: Hast du jetzt noch genau soviel Angst wie früher vor der Peitsche, vor Fußtritten, vor dem Verdrehen der Gelenke und daß man dir deinen Kopf gegen die Wand schlägt? Ich antworte mir: Ja, ich habe entsetzliche Angst. Ich habe mir selbst gelobt, daß sie nichts mehr aus mir herauszwingen sollen, und wenn sie auch . . . O Gott! womit die einem *drohen* können. Neulich waren sie hier. Kurzes Verhör hier in einem Raum in der M. 19. Sie forschten weit entfernt an der Peripherie. Ich hoffe immer noch blind und wild.

»Glaubst du an Gott?« Ich weiß nicht. Auch auf ihn hoffe ich – blindlings. So quälen mich »die Keller-Probleme«. Ich habe den Terror-Gestank in der V. T. beinahe fortwährend in der Nase.

Ich fange heute zeitig des Morgens an zu schreiben. Das ist gegen meine Gewohnheit, aber ich bin heute so niedergeschlagen, trist und mutlos. Der Gedanke daran, was die Terroristen in der V. T. mir entreißt haben, hat meinen Lebensmut völlig zerbrochen. Wie soll ich das verantworten? Ich wurde geschlagen und hatte Angst. Jawohl, es hilft nun mal nichts. Ich hätte schweigen sollen.

Und dann gibt es noch vieles andere, was an mir zehrt und mich bedrückt. Bitterer Wermut ist in den Pokal des Sieges gemischt, . . . alles ist beschmutzt worden, . . . entweder vom Feinde oder von mir selbst. »London Nytt«, auf die ich so stolz war — selbst die wurden nur ein Kapitel in der endlosen Reihe meiner Niederlagen.

Ich *will* nicht leben. Ich hoffe, daß ich nach Deutschland deportiert werde und dort umkomme . . . oder durch . . . nein, das will ich nicht schreiben . . .

But in the sleep of death
what dreams may come
when we have shuffled off
this mortal coil . . .

Später am selben Tage

»Ich will nicht leben« . . . das ist typisch Literatur. Das ist ein moralischer Satz. Er ist ernst genug gemeint, aber er hat nicht die Wahrheit des Axiomatischen in sich. Es ist sozusagen eine andere Art Wahrheit, die sich im Keller der V. T. offenbart. Als ich eines Nachts da unten stand, am Leibe blutig geschlagen, . . . Angstschweiß auf der Stirn und Schamröte auf den Wangen, . . . als meine Hand sich nach dem Mittel zum Selbstmord ausstreckte, . . . da zeigte sich's, daß ich trotz allem leben wollte, ja . . . Ich habe gelernt, daß dieses unwidersprechliche »Ich will leben!« die einzige Lebensregel ohne Ausnahme ist.

So niedergeschlagen macht mich dies: Wille, Geist, Moral und Stolz müssen die Waffen strecken vor diesem »ich«, das leben will, und wenn es für den Rest seiner Lebenszeit auch auf

einem Nagel sitzen müßte. Und dann diese schamlose Angst vor dem Leiden! Nun ja, gegen die kann man ja angehen und ihr bis zu einem gewissen Maß entgegenarbeiten. Aber wenn es sich so verhält wie in der V. T., daß das Leiden gegen Konzessionen vermieden werden *kann* — dann sage ich: Ich will nicht leben. Das ist eine moralische Wahrheit.

49. Tag in der M. 19

Donnerstag, den 23. März

Seit sieben Wochen bin ich jetzt hier. Es scheint mir viel länger her zu sein, seitdem ich »da draußen« war. Das beruht nicht darauf, daß die Zeit mir hier lang wird. Das psychologische Gesetz, das dafür gilt, sagt ja ganz im Gegenteil, daß »leere Zeit« in der Erinnerung zu nichts wird, während ereignisreiche Zeiten einem lang erscheinen. Das meiste, was sich zugetragen hat, ist für mich »hier drinnen« geschehen. V. T. bildet den dunklen Hintergrund für »das Tatsächliche«. Was geschieht, ist: daß ich um mein Schicksal kämpfe — nicht mit den Terroristen in der V. T., sondern gegen die »Dämonen« in meinem Innern. Kein Zweifel, daß im Laufe der Jahre zerstörerische Mächte die Übermacht über mich gewonnen haben. In der Welt der Gedanken äußert sich das als eine *reductio ad absurdum* alles »Heiligen«. Nichts ist mehr »heilig«, nicht einmal der »Glaube« an das menschliche Denkvermögen oder das Erfahrungsvermögen ist unangreifbar. Alles kann niedergerissen werden. Auf dem Gebiet des Gefühls ist dieser Zustand geradezu gefährlich. Kein Objekt genießt Ruhe und Schutz vor einem Okkupationsdrang, der *alle* Gesetze bricht — ob sie nun Strafgesetz oder Naturgesetz heißen oder sich »göttliches Gesetz« nennen.

Es ist unmöglich, mein Gefühl anders als eine völlige Hemmungslosigkeit zu kennzeichnen. Es ist nicht immer so gewesen, aber es ist gradweise mehr und mehr dazu geworden, weil ich es *bewußt* anstrebte. Das war dann die wahre »Aristokratie des Denkens«, und ich war ein »Aristokrat der Gedanken«. Viele Jahre lang war mein Wahlspruch Max Stirners: Ich habe meine Sache auf nichts gestellt — ich habe meine Sache auf mich selber gestellt. Als diese Einstellung auch auf das Erotische übertragen wurde, erhielt sie einen riesigen Kraftzuschuß aufgestauter Energie — die destruktive

tiven Kräfte gewannen völlig die Oberhand, und es endete damit, daß ich mit beiden Beinen mitten im Sadismus und in einer Philosophie der Vergewaltigung als »l'art et la science de la vie« stand. Ganz ohne Raffinesse war das Ganze aber doch nicht. Es gab Zeiten, da alles, was ich dachte, und alles, was ich las, darauf ausging, eine neue Nuance in irgendeiner Kombination zu finden, welche der Hand des Zufalls entwunden werden mußte. Daß ich zugleich das bürgerliche Moralsystem als eine Art Reserve behielt — als eine Art »Rückhalt« —, wenn die Quellen des Genusses gar zu trübe geworden waren — darüber schämte ich mich ein bißchen, aber ich versah das mit dem Etikett *mimicry*: eine notwendige soziale Sicherung gegen die Borniertheit der Plebejer und gegen die Obskuranten. Es ging den »Weg des Gesetzes« mit mir. Das vitale Zentrum litt Schaden, und die Hamlet-Stimmung wurde unabänderlich mehr als nur eine Attitüde. Sie wurde meine wirkliche Stimmung.

Diese Probleme habe ich heute dem großen Manitu vorgelegt — Pan Deos.

50. Tag in der M. 19

Freitag, den 24. März

»Doch aus tiefster Not ward uns blauäugige Freiheit geboren« . . . Diese Zeile aus unserer Nationalhymne fiel mir heute vormittag ein und war für meine Seele wie Tau auf düstrender Erde. Die Hoffnung ist es, die über allem anderen steht — auch über dem persönlichen Schicksal. Meine Zeit bei den »London Nytt« werde ich nie vergessen. Da lag eine Glut in der Arbeit, die eine tägliche Erneuerung aller Kräfte mit sich brachte. Ein Arbeitstag von 15 Stunden — das war wie ein Spiel.

Jetzt sitzen wir hier, und wir müssen durch das Fegefeuer der Geduldsprobe hindurch, sofern wir aus der Hölle der Verhöre herauskommen. Alles das geschieht für die »blauäugige Freiheit«. Ich bekenne abermals, daß ich mich schwach fühle angesichts der Aufgabe, die Stellung hier zu halten. Das Gewicht des eisernen Stiefels ist sehr schwer.

Wenn in Norwegen die blauäugige Freiheit von neuem geboren ist, werden wir von der M. 19 höher aufjubeln als das Himmelsblau.

Wir wissen, was sie wert ist.

Möge es 1944 geschehen!

Aber — ich suche mit dem Mut der Verzweiflung auch noch eine andere Freiheit. Ich habe es schon häufig hier in der M. 19 erfahren, daß ich erst jetzt richtig verstehe, was die Worte wirklich besagen. Es ist Verzweiflung, die mir den Mut gibt zu glauben, es gebe einen »Weg zur Erlösung« für mich. Ich habe heute geweint. Umklammert von der Katastrophe meines Lebens, beuge ich die Knie und bete: »Du *mußt* mir helfen, du *mußt* mir helfen, du *mußt* mir helfen . . . Du *mußt* mir in der V. T. helfen, du *mußt* mir hier helfen, und du *mußt* mir später wieder da draußen helfen. Oh! laß das Samenkorn meines Lebens nicht auf steinernen Boden fallen . . .«

Ja — werden meine Freunde sagen —, es ist ja ganz deutlich, wohin es mit ihm führt. Geradewegs in den Nothafen der Religion . . . Ein erledigter Mann . . . Nennt mich so, nennt mich, wie ihr wollt . . . Ich suche . . . suche rastlos und verzweifelt nach einem Halt im Leben. Ich bin ein Mann, der um sein Leben kämpft. Ich habe das Recht der Notwehr. Ich gehe unter in Verzweiflung . . . in Selbstverachtung . . . im Selbstmord! wenn mir nicht »in der Tiefe des Daseins« von irgendwoher eine hilfreiche Hand gereicht wird.

51. Tag in der M. 19

Sonnabend, den 25. März

Die Gedanken kreisen um die Verhöre und um die Menschen, die durch meine Geständnisse betroffen worden sind. Es ist eine schmerzhaft peinliche Frage: hätte der oder jener aus der Sache herausbleiben können? Leider wurde ich am ersten Tag durch Einschüchterungen dazu gebracht, etwas zuviel zu sagen. Sie waren »teuflich« in der eigentlichen Bedeutung des Wortes, mißhandelten einen brutal und drohten einem, daß einem armen Schlucker das Blut gefrieren konnte. Eine andere Seite der Sache ist, daß so viele verhaftet wurden. Bei den Fragen des ersten Tages war ich unter den Verhafteten in keiner Beziehung der einzige, der etwas wußte. Es war hoffnungslos, jemanden zu decken, sowohl nach innen als auch nach außen. Und dann gab der Terror den Ausschlag. Ich winde mich unter der infamen Problematik dieser Fragen.

Moralisch gesehen ist das ja eine Art »Spanische Jungfrau«, in welcher der Mensch länger gezogen wurde, als er eigentlich war. So liege ich nun da und werde gequält, und *ich* kann weder Arme noch Beine freibekommen.

Heute muß ich gegen eine gewisse Müdigkeit gegenüber dem Tagebuch ankämpfen. Das deutet darauf hin, daß ich mich Fragen nähere, die ich nicht beantworten *will*, das heißt Fragen, die von einem unbewußten Widerstreben »gedeckt« werden. Vorläufig nur soviel: ich machte mir heute besonders viel Sorgen um Bella. Hängen diese beiden Dinge zusammen? Ich weiß sehr gut, daß ich mit Bella noch eine unerledigte Rechnung abzumachen habe. Ich schulde ihr viel, oh! so entsetzlich viel — aber ich habe bisher noch keinen unbewußten Widerstand dagegen, Rechenschaft abzulegen, verspürt. Im übrigen habe ich eine dunkle Ahnung von *etwas*, eine sehr dunkle Ahnung, daß . . . nein, das mag unterbleiben. Man kann nicht *alles* schreiben.

Heute morgen hatte ich auch Gedanken, die völlig sinnlos waren. Ich hatte in der vergangenen Nacht zwei Träume, und beide verhießen Glück, die waren sehr pfiffig beschaffen.

In den Stunden, die von diesem Tag noch übrig sind, will ich denken — ein wenig zur Andacht — ein wenig zur Zerstreuung — und ein wenig zur Vertiefung in mich selbst.

53. Tag

Montag, den 27. März

Ich nehme das Wagnis auf mich, heute ein wenig zu schreiben, obwohl es besonders gefährlich ist. Meine gestrigen Blätter erwischte die Wache. Auf denen stand, daß ich Gott bitte, mich seinen Weg zu führen, selbst wenn der durch eine lange Zeit der Einsamkeit, ja durch Angst und Schmerzen hindurchführt.

Diese Blätter sind jetzt wahrscheinlich in der V. T.

Ich will versuchen, jeden Tag ein wenig zu schreiben. Die Kontrolle ist scharf. Ich wage nicht wenig, aber ich finde, es ist meine Pflicht. Unser norwegischer Wahlspruch ist ja immer gewesen: Die zwingen uns nicht auf die Knie!

54. Tag in der M. 19

Dienstag, den 28. März

Es zieht mich näher zu Gott — auf seinen Weg. Ich will darum bitten, in strenger Zucht zu bleiben, um nicht das Opfer einer oberflächlichen Gefängnis-Religiosität zu werden. Es ist ungeheuer viel, was ich lernen muß. Meine Eitelkeit, zum Beispiel, ist ein gefährlicher Feind jedweder Aufrichtigkeit.

Aber: meine Sehnsucht ist groß. Ich meine, einen Weg zu erkennen. Es ist der, der in den Worten »Bleibet in der Liebe!« liegt.

Trotz allem bin ich meiner Einsamkeit froh. Ich kann hier ohne Scheu der Stimme meines Herzens folgen. Ich glaube, das war absolut notwendig für mich. *Auch* darin zeigt es sich, daß dies »der Weg zu Gott« ist. Ach! wenn er doch jetzt zum Ziele führte . . .

55. Tag in der M. 19

Mittwoch den 29. März

Kalt und zynisch sagen mir meine Gedanken in dieser frühen Morgenstunde: Es gibt keinen »Gott«. Du gibst deinen Wünschen nur andere Namen. Einer von ihnen heißt »Gott«. Natur, Kosmos, Organismus *und* Psyche, alles sind Glieder in gesetzmäßig zu definierenden Reihen von Ursachen und Wirkungen . . .

Mittwoch nachmittag

Der Zweifel frißt an mir: Ist es richtig zu beten, ohne zu glauben? Der Konflikt zwischen dem Drang des Herzens und der Forderung des verstandesmäßigen Denkens ist scharf und peinigend. Ich überlege mir die Konsequenzen, wenn ich die ganze »ratio« außer Kraft setze und mich blindlings dem Glauben beugte . . . Also: die Vernunft gefangen im Gehorsam des Glaubens . . .

Ich sehe nicht, was aus mir werden soll, wenn ich die Hoffnung auf eine geistliche Erneuerung und Wiedergeburt zu »Glaube, Hoffnung und Liebe« aufgeben muß. Dann bin ich ein erledigter Mann.

Von neuem schreibe ich und sage mit einer bitteren Leere im Herzen: Es ist wenig oder gar nichts, was mich da draußen lockt. Ich sehe keine Arbeitsaufgabe vor mir, . . . ich habe keine Freunde . . . Genuß ist nur Unsinn, und Eros lockt mich nicht, weder mit noch ohne Hymens Bande.

»Wähle, denn du stehst am Kreuzweg . . .

wähle: Leben — oder Tod!«

Das steht im »Brand«. Dort wird es Einar zugerufen — und hier Petter. Aber: *ist* es wirklich ein Kreuzweg?

56. Tag in der M. 19

Donnerstag, den 30. März

An die Morgenandacht schließe ich diese Worte an: Trotz einem unwilligen Gemüt bete ich morgens, mittags und abends zu Gott. Das Bedürfnis nach einer neuen Lebensgrundlage tritt mehr und mehr in den Vordergrund . . . Si Dieu n'existe pas il faut l'inventer. Das ist *Not*.

Mir ist heute nachmittag — an dem Tag, an dem ich vor acht Wochen hierher kam — über alle Maßen trist und traurig zumute. Ich müßte wohl männlicher — kalt und empfindungslos — sein, aber ich bringe es nicht fertig. Ich bin überfrachtet mit Gefühl, und ab und zu breche ich hilflos in Tränen aus. Jedweder, auch der geringsten Freiheit beraubt zu sein, tut unheimlich weh. Ja, hier in der M. 19 wird ein leiser, wortloser und hartnäckiger Freiheitskampf ausgekämpft.

Ich kämpfe so gut ich kann an meinem Frontabschnitt, Zelle D. 2, acht Quadratmeter der geliebten Erde des Vaterlandes. Jetzt weiß ich, was die Freiheit wert ist.

57. Tag in der M. 19

Freitag, den 31. März

Ich stellte mich auf das Bett und sah zum Zellenfenster hinaus. Das ist verboten, aber es ist erst sieben oder halb acht Uhr morgens, und die Wache ist anderweitig beschäftigt. Die Sonne scheint, und in der Henrik-Ibsen-Straße ist der Verkehr in Gang gekommen. Die Dreifaltigkeitskirche, »Deichmann« und die Schwedische Kirche nehmen sich als ein schönes, sonnenbeschiedenes Bild aus. Die Autos runden die Schleife der Akersstraße. Die blaue Straßenbahn schlingert

aufwärts. Es ist nicht zu vermeiden, daß ich »sentimental« werde. Der Gegensatz zwischen da »draußen« und hier »drinnen« ist schneidend. Ich habe einige schöne Erinnerungen an Spaziergänge in dieser Gegend hier zusammen mit Bella. Die Rache der Nazis ist grausam . . . aber lieber Pettermann . . . jetzt weinen wir nicht mehr und sind stark . . . So, ja . . . Jetzt trocknen wir unsere Tränen und weinen heute nicht mehr. Zur Tagesordnung!

Ich muß ungeheuer daran zweifeln, ob ich ein Recht habe, Andachten zu halten und zu beten. Jetzt, bei meiner Andacht nach dem Mittag, sprach eine direkt blasphemische und gotteslästerliche Stimme in mir neben der Stimme des Gebetes. Heute vormittag, in der Meditationsstunde, lehnte sich ein intellektuelles Ich eindeutig und kräftig gegen das Wunschmäßige des religiösen Empfindens und gegen noch vieles andere auf. Das intellektuelle Ich lehnt sich gegen die christliche Forderung in allen Punkten auf und widerspricht ihr, historisch, moralisch und logisch. Die religiöse Erfahrung läßt sich mit der Ausdrucksweise einer mechanistischen Psychologie umschreiben. Auf den »Notruf« hin kommt keine bestimmte Antwort. Dann sagt mein notleidendes Ich: Christus gibt zur Antwort: Komm zu mir! Das intellektuelle Ich antwortet darauf: Schön, geh du zu Christus, aber sei dir klar darüber, was du damit tust. Du wechselst die Form der Neurose. Du gehst zur kollektiven Neurose über. Natürlich ist die leichter zu ertragen als die individuelle. Darin liegt ihre »Wahrheit«. Glück zu!

58. Tag in der M. 19

Sonnabend, den 1. April

Früh am Morgen. Ich hatte heute nacht drei Träume, die mir meinen Tod ankündigten. Schöne Symbole.

1. Ich traf Jasper Alexandersen vor dem »Grand«. Es herrschte ein dichtes Gedränge von vielen Menschen, aber Jasper und ich fanden soviel Platz, daß wir unsere Hüte abnehmen und auf den Gehsteig legen konnten. Jasper starb 1940. Es ist gut, »den Hut abzunehmen« — für immer. »Aus dem Gedränge herauszukommen« spricht ja auch eine Sprache, die nicht mißzuverstehen ist. Jasper »war es gut ergangen, aber er hatte nichts mit Frauen zu tun gehabt«.

2. Ich machte die »Abrechnung in der Prinzenstraße« nicht mit. Reidar und Torvald nahmen sich des »Mannes, der nicht bezahlen wollte«, an, ich aber mußte mit hinaus auf den Eidsvold-Platz. Ich versuchte, abzuspringen, blieb aber dabei unten an den »elektrischen Gummipplatten« der automatischen Türen in der Straßenbahn nach Sköyön hängen. Ich stand außerhalb der geschlossenen Türen. Etwas ist unklar in diesem Traum, ich meine, schwer zu deuten, aber die beiden Hauptmomente sind kristallklar. Die »Abrechnung in der Prinzenstraße« hat zwei Deutungen. Primär bedeutet das »eine fürstliche Abrechnung« oder Belohnung für die illegale Arbeit — die »Prinzenstraße ist die illegalste Straße in Nordeuropa«. In seiner Nebenbedeutung gibt der Traum das Bild des Quislings, der bezahlen soll. Sekundär bedeutet es die Jahresabrechnung bei der »Idun«, wo die Aktuarabteilung nach der Prinzenstraße zu liegt. Der Traum sagt: Du wirst bei diesen Abrechnungen nicht mit dabei sein. Du mußt zum Eidsvold-Platz — zu dem Platz für diejenigen, derer man gedenkt . . .

3. Ich aß neunzehn Stücke Kalbsbraten in Lunds Pensionat, erst allein, dann zusammen mit Allum, dem »Mann, dem Petters Sohn nicht bezahlte«. Dann war auch Bella zugegen und sagte ein paar Entschuldigungen wegen meiner Rechnung . . . »Die andern kommen später«, sagte der Traum. Lunds Pensionat ist hier. *Lund ist jetzt hier*. »Allum« ist derjenige, der durch meine Schuld ums Leben kommt. Der bekommt auch nicht bezahlt — auch von meinem Sohn nicht. Ich habe keinen Sohn und bekomme auch keinen, dem Traum nach zu urteilen. Der Traum enthält in dem Bestandteil Lunds Pensionat einen Hinweis auf eine für mich sehr bedeutungsvolle Person. Der Hinweis ist geradezu unheimlich direkt. Er sagt: Er wird dir in den Tod folgen. *Er ist nicht Lund* — Sommerfeldt.

Das sind unheimliche Dinge, nicht wahr? Cassandra hat in Charons Boot einen Platz für mich bestellt. Bald gleitet es vom Fährplatz am Ufer des Styx hinaus, und ich habe »das unbekannte Land erreicht, dessen Grenzen der Reisende nie mehr entflieht« . . . Wieder klingen Hamlets Worte an meine Ohren, wieder wächst seine Gestalt vor meinem inneren Auge auf. Ich fühle den lockenden Sog des »Schicksals« und sage: Komm, du dunkles, unabwendbares Fatum. ICH BIN BEREIT.

Die Dreifaltigkeitskirche läutet den Palmsonntag ein. Vor nicht mehr als vierzehn Tagen hoffte ich noch auf ein wahres Ostern für mich. Mein Intellekt sagt mir: Worauf du gehofft hast, das war ein starkes Gefühl als Ersatz für die äußere Freiheit. Instinkt und Erfahrung weisen einen Weg nach innen, wenn der Weg nach außen versperrt ist. Du kannst dort Erlösung finden – wenn du dein Denkvermögen betäubst, dein moralisches Urteilsvermögen verstümmelst und im übrigen den Rückschritt zur infantilen Magie seinen Gang nehmen läßt. Die Osterbotschaft wendet sich an starke Triebe, sublimierte, aber doch leicht wiederzuerkennende Waren der Firma Sado – Masoch . . .

Das ist zweifellos meine eigene frühere Stimme. Und doch bin ich ganz aufrichtig, wenn ich sage: ich wünschte, die Osterbotschaft erginge auch an mich. Diese Zweideutigkeit quält mich.

Die Einsamkeit empfindet man als besonders schwer am Sonntagnachmittag. Ich muß viel an meine jüngeren Freunde denken. Wie werden die mit dem Alleinsein fertig? Vielleicht haben die Jungen mehr Geduld als ich. Die Einzelhaft an sich ist schon hart; bei mir aber kommen noch die Zusatzstrafen hinzu und machen sie zu einer wirklichen Charakterprobe. Nicht rauchen, nicht lesen, nicht auf dem Bett liegen dürfen, nicht aus dem Fenster sehen dürfen, nicht auf dem Fußboden sitzen oder liegen dürfen, nicht auf dem Tisch oder auf dem Bett sitzen dürfen, nicht schreiben, zeichnen oder sich irgend ein Spiel anfertigen dürfen, nicht Briefe oder Pakete empfangen oder abschicken dürfen. Alles das und dazu noch, was ich mir ausdenken könnte, um die Zeit zu vertreiben, ist verboten. Es ist länger als eine Woche her, daß ich für 15 Minuten an die frische Luft kam. So leben wir Schwerverbrecher in der Brutanstalt für Geduldsvirtuosen, Möllerstraße 19.

Ich habe eine selfmade-Bestimmung vom Schwerpunkt des Dreiecks durchgeführt. Die verlangte die Summierung unendlich vieler unendlicher Reihen. Ich habe einen kleinen

Lehrsatz vom Volumen der Kegel gefunden; der ist für den generellen Fall bewiesen.

In meinen trigonometrischen Integralen habe ich schon längst Ordnung geschaffen. *Mein Gehirn ist in Ordnung*. In allem andern aber ist es nicht von weit her. Ich starre auf dieselben Probleme wie früher und finde keine Lösung. Ich habe schon seit vielen Tagen nicht mehr ernstlich zu Gott gebetet. Mit einem eigentümlichen Schrecken sehe und fühle ich, daß die Sturmflut religiöser Kräfte in meiner Seele, welche durch den Terror in der V. T. entfesselt wurde, sich legt, sozusagen verdunstet und mich zurückläßt mit einem fragenden: Jakob, wo bist du? Der ganze Aufwand also ein ziemlich oberflächlicher Mechanismus?

61. Tag in der M. 19

Dienstag, den 4. April

Der Tag ist lang. Ich spüre häufig eine stille Verzweiflung hinter meinem Verhalten. Natürlich liegt es in der Hauptsache an der nie gestillten Freiheitssehnsucht. Aber es gibt auch einen leisen, unruhigen Pulsschlag, der mir sagt: Die Zeit geht hin, die Zeit geht hin! Hast du den »Kreuzweg« vergessen?, die »Karte, die du noch ausspielen wolltest«? Gott im Leiden, und die ganze V. T.?

Ich bin also nur eine ganz gewöhnliche kümmerliche Gefängnisfigur, für die alle Probleme in einer geschlossenen Tür konzentriert sind?

62. Tag in der M. 19

Mittwoch, den 5. April

Krank und elend heute. Habe um einen Arzt gebeten, aber keine Antwort. Ach! wer da aufrichtig zu Gott beten könnte! Es ist . . .

An einem Tage wie heute begreife ich einfach nicht, wie ich mit allem hier fertig werden soll.

Ich schäme mich nicht, »zu gestehen«, daß ich bittere Tränen vergieße und ein ziemlich hilfloses Gebet hersagte.

Ich bin jetzt völlig isoliert. Ich hörte, wie Zelle D. 1 klopfte, und fragte zurück: Hast du hierher geklopft? Als Antwort kam ein kurzes und kühles Nein. Das ist ein bißchen ver-

drießlich. Ich weiß nichts von einem Fehler auf meiner Seite.

Ein schwerer Tag geht seinem Ende zu – ein öder Tag. Ich kann wirklich sagen: heute habe ich gekämpft, um den Mut nicht sinken zu lassen.

Die kleine Sensation des Tages besteht in einem neuerlichen Hinweis darauf, daß *für mich* die Weisheit im Leiden liegt.

63. Tag in der M. 19

Donnerstag, den 6. April

Ich versuchte heute frühmorgens, aufrichtig zu Gott zu beten. Aber nach wenigen Sätzen war in mir Leere, völlige Erlöschenheit. Ich hatte das sichere Gefühl, in die leere Luft zu sprechen. Und jetzt möchte ich die Frage folgendermaßen stellen: Was erwartest du dir eigentlich vom Gebet? Dazu ist zu antworten: So wahr das Gebet die Verbindung mit dem Göttlichen ist, erwarte ich, daß es einen seelischen Kraftzuschuß einbringt und daß mir dies auf eine psychisch verständliche oder jedenfalls faßbare Art und Weise beigebracht wird. Wenn aber – nach einer geraumen Zeit ehrlichen Betens – nichts geschieht und ich das Gebet als eine Beleidigung Gottes empfinde – weil ich nicht an ihn glaube –, was dann? Soll ich dann fortfahren zu beten?

Dies ist ja der Weg der Erfahrung.

64. Tag in der M. 19

Freitag, den 7. April

Der Karfreitag ist dem Gedenken an den Tod des Unschuldigen geweiht. Bei meinem jetzigen geistigen Zustand kann ich mich in den religiösen Inhalt des Tages nicht vertiefen. Ich dachte heute an die menschliche und irdische *via dolorosa*, die so viele unschuldige Männer und Frauen haben gehen müssen.

Eine eigentümlich tiefe Stimmung ergriff mich heute früh im Morgengrauen. Die ersten Sonnenstrahlen warfen ihr Licht über die grünspanfarbene Kuppel der Dreifaltigkeitskirche, und die Kreuze auf dem Türmchen, welche das Hauptportal einrahmen, blinkten. »Die rosenfingrige Eos stieg wachsam herauf«, wie Homer sagt.

Von diesem leuchtenden Bild und Homers Worten schweiften meine Gedanken mit einer jähren Wendung zum Gegensatz ab, zu allen Gefängnishöhlen und Käfigzellen, in denen die Vorkämpfer der Freiheit gelitten haben und heute noch leiden. Demütig und beschämt muß ich mit mir selbst ins Gericht gehen wegen meines weichlichen Selbstmitleids, der Übertreibung, wie hart mein Schicksal sei, der Gedankenverfälschung in meinen müßigen Überlegungen, was nun eigentlich geschehen ist, und wegen aller weinerlichen Sentimentalität.

Nein, es gilt, das rechte Maß zu finden, mit dem sich messen läßt. Ich sollte an Berkman denken, an Sacco und Vanzetti, an Vera Sasulitsch, an Viggo Hansteen und zweihundert andere norwegische Patrioten . . .

Ich habe an sie gedacht, und ich habe an die vielen tausende namenloser Freiheitskämpfer in Gefängnissen und Konzentrationslagern gedacht. Ich will versuchen, fortan eine ganz andere Stärke im alltäglichen Einerlei zu zeigen. Werde ich wieder ein freier Mensch, dann will ich ohne allzu große Worte zu meiner Arbeit zurückkehren.

Als ein seltsames und unheimliches Memento bei diesen Betrachtungen gellen durch die Stille des Karfreitagnachmittags laute Schreie. Sie dringen von unten herauf und wollen nicht aufhören. Sie haben ganz deutlich das Gepräge einer Art explosiver Verzweiflung. Sie sind hysterisch. Der Mann, der da schrie, schrie sehr laut, und viele Minuten vergingen, ehe man ihn zur Ruhe gebracht hatte. Ich höre, wie die Wache in unserm Stockwerk sagt: »Der ist blöde.«

Das ist einer, für den es zuviel geworden ist. Und dann verliert man die Herrschaft über sich selbst. Die Angst vor Mißhandlungen in der V. T., die Verzweiflung über das, was schon geschehen ist und was man schon gesagt hat, die nagende Unruhe, man könnte zu neuen »Angebereien« gezwungen werden, die Einsamkeit, die Sehnsucht nach dem Zuhause, nach der Frau, Kindern und Freunden, die Furcht vor dem Tode, Schmerzen, Scham, Traurigkeit, Kummer, ohnmächtiger Haß — all dieses, während die Osterglocken über einer sonnenstrahlenden Stadt läuten —, das muß aus einem gequälten Leib und einer gepeinigten Seele hinausgeschrien werden!

Karfreitag 1944.

Ich stelle mein gegenwärtiges religiöses Problem auf die Spitze und sage: Wenn es einen Gott gibt und man ihn durch das Gebet erreichen kann, dann muß auch ich das erfahren können. Ich sage nicht: Hier! Sofort! Um welche Zeit? — aber ständig kann diese Erfahrung nicht ausbleiben. Ich versuche Gott nicht und stelle kein »Verhör dritten Grades« mit Gott an, ich halte mich an die Lehre und im übrigen auch an die Logik. Heute nachmittag kniete ich nieder und betete. Das Ergebnis war alsbald das deutliche Gefühl, vor einem: »Eintritt verboten« zu stehen. Ich hatte beten wollen, weil meine vielen Bekümmernisse mich drückten. Ich betrachte das nicht als entscheidend. Aber eine Summe von nur solchen Erfahrungen würde mich zwingen, zu sagen: Ich suchte, aber ich fand nicht.

Es ist meine verzweifelte Seele, die immer einen archimedischen Punkt außerhalb ihrer selbst gesucht hat, um sich in den Himmel zu wippen. Vergebens!

»Das Schicksal« ist ironisch. »Ostermorgen ohne Sorgen« schallt es aus dem Radio der Gestapo im ersten Stockwerk am 9. April!!

Es sieht so aus, als würde nicht viel aus dem Schreiben. Ich merke, wie alles, was mich bewegt, in ach! so wohlbekanntesten Formen erstarrt. Rundheraus gesagt, es ist entsetzlich, die Mechanisierung der Gedanken und Gefühle zu gewahren. Die Erschütterungen aus den Zeiten der V. T. sind schon gedämpft; die Erinnerung an die tiefe Angst, den Schmerz, die Scham und die Verzweiflung ist nicht mehr frisch. Der Intellekt sagt: Ach nein, es gehört schon mehr dazu als eine oberflächliche »religiöse Krise«, um dich dahin zu bringen, die infantilen Positionen aufzugeben, die du so gründlich ausgebaut hast. Ich — das suchende ego —, sage: Ich *will* sie aufgeben, ich *muß* . . .

Durch Gottes oder durch die eigene Kraft.

Der Mann von der Wache sprach heute morgen beim Appell mit mir. Er fragte mich sehr freundlich, wie lange ich hier schon gegessen hätte. Es entspann sich ein längeres Gespräch – oder richtiger gesagt: er redete lange. Er war kriegsmüde, glaubte aber, der Krieg werde noch Jahre dauern. Ihm war es völlig gleichgültig, wer oben saß, Hitler oder der Kaiser. Er betrachtete mich nicht als Verbrecher und verstand, daß die Norweger über Quisling und die deutsche Kriegspolitik in Norwegen verbittert waren. Er hatte nur einen einzigen Wunsch: nach Hause zu kommen und in Ruhe arbeiten zu dürfen. Seit 10 Monaten war er nicht mehr zu Hause gewesen. Er war verheiratet. Er war froh, daß er keine Kinder hatte. Ich fragte ihn, ob seine Kameraden dieselben Ansichten hätten. Da klopfte er mir auf die Schulter und sagte: *Wir sind Kameraden!*

68. Tag in der M. 19

Dienstag, den 11. April

69. Tag in der M. 19

Mittwoch, den 12. April

70. Tag in der M. 19

Donnerstag, den 13. April

71. Tag in der M. 19

Freitag, den 14. April

Zur Zeit fällt mir das Schreiben schwer. In der Welt des Gebetes komme ich nicht vorwärts. Ich habe das »Verlangen«, aber die Gegenkräfte sind wirksam und stark. Vielleicht ist es gar nicht das intellektuelle Veto, das für mich das Haupthindernis auf dem »Weg zu Gott« ist. Ich sehe immer mehr und tiefer ein, wie *ungeheuer* viel wirklicher Ernst mir fehlt. Mit Grauen und Entsetzen gewahre ich, wie sehr mein Leben an der Oberfläche verlaufen ist, wie durchsäuert mein Wesen von Humbug, Verflachung, Lüge, Maskerade, Exhibitionismus ist.

Narziß war in sein eigenes Spiegelbild verliebt. Genau so ist es bei mir. Die ganze Welt ist Nahrung für das Feuer, das zu Ehren meiner Eitelkeit brennt. Wie alle anderen Götter und Götzen fordert die *alles*. Gestern forderte und bekam sie drei Menschenleben – darunter Bellas – »um der beherrschten Tränen des Helden willen . . .«

Muß ich mich da nicht selber verachten, ja, mich selber an-

speien und sagen: »Es ist ganz in Ordnung, daß du im Gefängnis sitzt. Du hast das verdient.«

Genauso ist es mit meiner »Religiosität«. Sobald das Signal »Entwarnung!« gegeben worden war, wurde sie in den Dienst der Eitelkeit gestellt. Die Tarnung hält nicht länger. — Das sind psychologische Miniaturprobleme, aber dergleichen sind schwierig zu lösen, wenn die Gleichung mit »ich« als einer impliziten Größe aufgestellt wird.

Mir bleibt nichts anderes übrig, als zu versuchen, über mein Wesen und meine Zukunft Klarheit zu gewinnen. Das ist ein schwerer Weg.

72. Tag in der M. 19

Sonnabend, den 15. April

Die frühen Morgenstunden sind jetzt wie früher die Tageszeit, die mir am schwersten wird. Melancholisch bis zu Tränen bin ich beinahe immer des Morgens, und häufig weine ich. Darin kommt vieles von der düsteren Gesamtstimmung meines Lebens zum Ausdruck, aber auch einiges von meiner Schwäche gegenüber meinen gegenwärtigen Bekümmernissen.

Ich bin allzu weich und ängstige mich einfach zu viel. Nun weiß ich allerdings nicht, wie andere mit der Haft in der Einzelzelle fertig werden. Hinterher wird man wohl kaum die Wahrheit sagen, wenn sie nicht dekorativ ist. Ich wünschte, ich könnte mir zwischendurch einmal einen Tag der Stumpfheit gestatten. Bis jetzt ist jeder Tag ein Anspannen des Denkens und Fühlens gewesen wie nie zuvor.

Ich habe eine scheußliche Bedrängnis heute nach dem Mittag hinter mir. Jetzt muß ich mich bald zusammenehmen und meine Gefühle auf dem richtigen Platz verstauen. Ich habe abermals zu Gott gebetet!

Mathematische Probleme geben Stoff zu endlosen Spekulationen. Selbst mit meinen geringen Kenntnissen und ohne Hilfsmittel kann ich mich in die Welt der Zahlen und der Eigenschaften der elementaren Figuren vertiefen. Häufig ist es vorgekommen, daß ich den ganzen Tag zu mathematischen Überlegungen benutzt habe.

Es ist sehr nützlich, ohne Hilfsmittel zu sein. Ich muß die Lösung selber herausfinden, und die geringste Verwirrung

in den Begriffen macht sich bemerkbar. Mitunter habe ich eine furchtbare Plackerei mit reinen Kleinigkeiten. Gerade heute bin ich einer Sache auf den Grund gekommen, über die ich seit zwei Wochen Tag für Tag stundenlang nachgedacht habe. Jetzt habe ich gesiegt, und die Gewißheit, daß meine Begriffe in Ordnung sind, schenkt mir jene Zufriedenheit, die der Lohn für die Mühe ist. Außerdem weiß ich ein wenig mehr als früher. Ich habe jetzt angefangen, mich mit der natürlichen Zahlenreihe zu beschäftigen. Die ist ein Studium fürs Leben, ja sicherlich für die Ewigkeit . . .

73. Tag in der M. 19

Sonntag, den 16. April

Wenn man von allem ganz abgesperrt wird, wie ich es jetzt bin, dann lernt man den Wert der Gemeinschaft verstehen, der Gesellschaft, der Freundschaft, der Familie usw. *Und doch*: dürfte ich jetzt zwischen einem Zellengenossen und Serret-Scheffers »Lehrbuch der Differential- und Integral-Rechnung« wählen — ich wählte in neun von zehn Fällen Serret-Scheffer. Ich denke an den einen und den anderen unter meinen verhafteten Freunden. Gute Jungens, aber keiner von ihnen mehr als von der standardisierten bürgerlichen Oberflächlichkeit — glaube ich. Wahrscheinlich wäre alles ziemlich bald nur leeres Gerede, und da wäre die Einsamkeit mit Serret-Scheffer vorzuziehen. Das ist weder als Kritik noch als arrogantes »Besser-sein-wollen« gemeint. Die andern sind viel »besser« als ich, weniger auf Humbug versessen als ich . . . Ich bin »anders« und habe auch einen gewissen Hang zum Alleinsein.

74. Tag

Montag, den 17. April

Die Wache nahm mir das heutige Tagebuch-Blatt weg. Ich hatte darauf geschrieben, ich sei in den vergangenen zwei Wochen besonders niedergeschlagen und aus dem Gleichgewicht gewesen, sei häufig in Tränen ausgebrochen . . . Ich suchte nach einem tieferen und gefährlicheren Grund dafür, als er die Gefängnis- und Einsamkeits-Krise sein kann . . . Da kam die Wache.

Der Grund ist vielleicht, daß mein Ideal-Ich jetzt starke Forderungen erhebt, ich sollte gewisse Triebwünsche aufgeben. Der Verlust von triebhaften Zielen ist die Grundlage für die wirkliche Melancholie.

75. Tag in der M. 19

Dienstag, den 18. April

Ich schrieb gestern erst eine halbe Seite — da kam die Wache und nahm mir das Blatt weg. Dann schrieb ich das ganze noch einmal. Das tat ich im Grunde genommen nur, um mich dieser zudringlichen Überwachung gegenüber zu behaupten. Diesmal war ich nicht so unangenehm davon berührt wie beim vergangenen Male, daß Unberufene einen Einblick in meinen Seelenzustand erhalten. Ich bin ja doch kein Möbel in einem Zimmer, sondern ein Mensch . . . Ich denke heute abend mit besonderem Mitleid an Reidar Östlid. Ich habe so das Gefühl, daß er es schwer hat. Er ist schroff und empfindlich — zwei schlechte Eigenschaften in einem Gefängnis. Außerdem war er ein großer Esser. Das ist sehr schlimm, wenn die Kost so mager ist wie hier. Auch noch andere Dinge bedrücken ihn. Ich glaube, Torvald dagegen ist ein sehr anpassungsfähiger Mann. Aber — das alles ist sehr unsicher. Niemand *weiß* etwas von den anderen.

76. Tag in Nr. 19

Mittwoch, den 19. April

Ich arbeite fortwährend und fleißig an meinen mathematischen Problemen, zehn bis zwölf Stunden täglich. Ich scheue keine Mühe, um mich durch Unklarheiten hindurchzufinden. Ich gebrauche kostspielige Methoden, weil gar kein Zeitzwang existiert. Ich kontrolliere alles mit irgendeiner Umkehrungsprobe oder durch eine andere Methode. Gestern und heute habe ich eine numerische Integration mit zwanzig Reihen ausgeführt und sie mit einer Reihenentwicklung kontrolliert, bei der ich einhundert Reihen berechnete — alles mit fünf Dezimalstellen. Das ergab in drei Dezimalstellen das gleiche Resultat.

Traurige Morgengedanken. Besonders, was die Dauer des Krieges betrifft. Der ist wohl in diesem Jahr noch nicht zu Ende. Ich bin darauf vorbereitet, anderthalb Jahre im Gefängnis zu sitzen, vielleicht zweieinhalb. Und niemand kann sich wohl darüber wundern, daß einem das Herz bei solchen Gedanken schwer wird.

Ich träumte Fluchtträume heute nacht — ziemlich albern, oberflächlich beurteilt. Einzelheiten waren von Interesse. Bestimmt führen sie in tiefere Schichten, aber mit Träumen umzugehen, ermüdet mich. Ich weiß, daß diese Müdigkeit bedeutet: »der Docht brennt«. Hier tut sich eine Pforte zu den weit ausgedehnten Domänen des »Es« auf . . . Ich habe häufig an den Eingängen zum »Reich der Schatten« gestanden. Aber ich bringe es nicht fertig, die Pforte zu öffnen. Mein Über-Ich ist gegenüber der Forderung des »Es« sehr schwach. Zu manchen Zeiten hat es für mich so ausgesehen, als gebe es *nichts*, was man gegen die taube Amoralität des Triebbegehrens aufstellen könnte. Auf jeden Fall wirkt der moralische Protest als Gespött — wie von den Umständen zurechtgemacht und provoziert. Die religiöse Sehnsucht wirkt schlechthin als Wunschmechanismus. In Stunden wie dieser, da ich ganz nüchtern denke und kein stärkeres Gefühl mit im Spiele ist, liegen die Konklusionen der Selbstbeobachtung fertig, nüchtern, illusionslos und überzeugend vor mir. Alles scheint mir geradlinig und gesetzmäßig zu sein, verständlich, selbst wenn es noch nicht verstanden worden ist.

Ein Prozeß wie die Bekehrung, zum Beispiel, hat seine Gesetze. Er kann unter gewissen Verhältnissen stattfinden — schwierig, generell zu definieren —, aber, glaube ich, leicht als *causa generis* in einem individuellen Fall zu verstehen. Wenn ich nun frage: Bin ich selber für einen Prozeß reif? Dann . . . nun, ich merke, daß die Hand sich weigert, dem A der Logik zu seinem B zu folgen. Das ist ein Zeichen — auch das ist eine Antwort.

Aber das B der Logik heißt: Nein — auf orthodoxer religiöser Basis wird P. M. nicht zu »bekehren« sein können. Er vermag keinen Weg zu finden, der ratio und credo vereint . . .

Der Häftling Nr. 5842 ist traurig darüber. Hamlets Schatten fällt abermals über die Szene. »Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten . . .«

106. Tag in der M. 19

Freitag, den 19. Mai

Heute vor vier Wochen verließ ich die Einzelzelle nach 75 Tagen des Alleinseins. Diese 75 Tage werden für mich immer in einem eigentümlichen Licht dastehen. Es waren Tage einer intensiven Krisenstimmung. Nie werde ich die langen Tage vergessen können, da die Einsamkeit, die Angst, die Unruhe vor der Zukunft und die Sorgen um Frau und Freunde mich dazu trieben, es noch einmal mit der Weisheit der Väter zu versuchen. Mit einem traurigen Seufzer muß ich feststellen, daß der Versuch ein negatives Resultat ergab. Ich fand keinen Anhaltspunkt für den Glauben oder die Überzeugung, daß etwas Göttliches zu mir oder in mir sprach. Ich fand den Wunsch, daß es das geben möge, aber dieser Wunsch ist als Ausdruck des Selbsterhaltungstriebes und des Egoismus völlig erklärlich. Ich kann nichts anderes feststellen, als daß mein ganz ehrlicher Versuch mich auf den Standpunkt zurückgeführt hat, den ich zwanzig Jahre lang eingenommen habe: Es gibt keine Wahrheit außerhalb des Menschen selbst. Alles hat seinen Ursprung innerhalb des Menschen selber, und das gilt auch für alle Gedanken und Empfindungen von »Gott«.

107. Tag in der M. 19

Sonntag, den 20. Mai

Aus der Tiefe der Einzelzelle tauchte ich an die Oberfläche empor zu einer Zeit, da die Krise meine tägliche Lebensform zu werden begann. Die dogmatische Forderung nach Glauben war von meinem intellektuellen Ich zurückgewiesen worden. Das Gefühl, »ungesetzliche« Wege gegangen zu sein, war stark.

Aber: die Situation ist weiterhin ironisch. Unklare Sehnsucht wirkt der Forderung des Intellekts nach religiösem »Fertigmachen« entgegen. Trotz vierwöchiger Oberflächen-Dressur ist der Zustand labil. Christus oder Hamlet — noch ist die Entscheidung nicht gefallen.

108. Tag in der M. 19

Sonntag, den 21. Mai

Die Entspannung im Zusammenleben mit zwei Mitgefangenen muß natürlich trivial wirken, verglichen mit der geladenen Atmosphäre in der Einzelzelle. Ich entbehre die furchtbare Spannung und den düsteren, tränenüberströmten Ernst in D. 2.

Der Übergang vom Beten zum Fluchen war leicht und schmerzlos. Aber die Reflexionen jetzt, einen Monat später, sind sehr schmerzhaft. Es ist der sehr komplizierte Schmerz, den Salomo mit den Worten umschreibt: »Derjenige, der seine Weisheit vermehrt, vermehrt seinen Schmerz.«

Das magische und infantile Ich trauert um den Verlust seines Spielzeugs: des Wunders. Das moralisch-religiöse Über-Ich trauert darüber, daß seine Forderung »dementiert« worden ist. Das intellektuelle Ich ist mit der Ausschweifung unzufrieden.

Gegen diesen Hintergrund tritt die Erscheinung Hamlets klarer denn je in bedrängender Wehmut hervor:

»Wer wollt' des Lebens Bürden tragen . . . ?«

Aber wenn die Furcht vor dem Tode weg ist . . . ?

109. Tag

Montag, den 22. Mai

Wenn es die Furcht, »was in dem Schlaf für Träume kommen mögen«, nicht mehr gibt, dann »kann der Drang des Ird'schen abgeschüttelt« werden. Um diesen Gedanken bin ich so häufig gekreist, daß ich in einer Art vertraulichem Verhältnis zu ihm stehe. Das Mittel, das mir einen schmerzlosen, augenblicklichen Tod gewährt — habe ich draußen.

Selbstverständlich ist das feige — es ist ja eine Flucht —, aber dieser Einwand ist moralisch und hat nicht genug Gegen-

kraft. Und die unzähligen anderen Einwände münden alle darin: Aber so warte doch und laß dir Zeit. Vielleicht löst das Leben alle Knoten und Komplexe!

Daran vermag ich nicht zu glauben. Das Barometer steht auf Sturm vor der großen Stille.

111. und 112. Tag in der M. 19

Mittwoch, den 24. Mai

Donnerstag, den 25. Mai

113. Tag in der M. 19

Freitag, den 26. Mai

Bis auf weiteres muß ich also alle inneren Fragen in diesem Zeichen stehenlassen: Die Grundstimmung ist, der Teufel hol' es, einerlei wie es mit mir weitergeht. Es gibt für mich keine »Erlösung«. Ich werde immer mit diesem Spleen als Bürde für meine Handlungen und Vorsätze und mit dem Tod als der einzig wirklichen Geliebten leben müssen.

Deshalb will ich nichts mehr über die Stellung an der »inneren Front« schreiben. *Und doch* reserviere ich eine Spalte für »die letzte Not« — und eine mikroskopisch geringe Hoffnung auf »guidance«. Amen.

114. Tag

Sonnabend, den 27. Mai

Die äußeren Verhältnisse sind in meiner »chronique« zu kurz gekommen. Sie verdienen es, geschildert zu werden. Sie bilden ja den Rahmen für das Dasein von mehr als dreihundert Gefangenen hier im Hinterhaus der M. 19. Es ist hier dicht bevölkert. Drei und vier Mann in jeder Zelle. Die Zelle D. 35 mißt 10 Quadratmeter. Unter normalen Gefängnisverhältnissen ist es eine Einzelzelle. Hier »wohnen« wir unser drei. Zwei von uns liegen während der Nacht auf Matratzen am Boden — der dritte liegt in einem Bett, das wie eine Kiste an der Wand angebracht ist. Tagsüber wird es an die Wand hochgeklappt. Die Matratzen liegen tagsüber aufeinander unter dem Fenster und nehmen einen Meter der Zellenbreite ein. Rest: 8 Quadratmeter.

115. Tag in der M. 19

Sonntag, den 28. Mai

Gestern schlug eine der Wachen mich mitten ins Gesicht, weil ich ihren Befehl nicht schnell genug befolgt hatte. Wir hatten uns ein Kartenspiel gemacht. Er entdeckte das bei der stummen Kontrolle durchs »Auge« und kam hereingerast. Der Wortwechsel war kurz. Er sagte: »Her mit den Karten!« Ich versuchte es mit einem: »Ich verstehe nicht.« Da schlug er mich. Es nützt wenig, über »die Ungerechtigkeit der Welt« zu jammern. Der Mann, der mich schlug, sieht aus, als sei er in Essig geboren und in grüner Galle gezeugt. Moralisch steht er auf der Stufe eines Negers. Meine Verbitterung wird deshalb von einer guten Portion Verachtung gelindert. Die Verachtung gilt auch dem System, das einem schwer bewaffneten Manne erlaubt, einen Wehrlosen zu schlagen. Wenn *das* eine Herrenrasse ist, ziehe ich es vor, Sklave zu sein.

116. Tag

Montag, den 29. Mai

Das System als Ganzes ist verachtungswürdig. Eine Wache darf weder Mitleid noch Hilfsbereitschaft zeigen, während jede Form von Sklavenschinderei belohnt wird. Ein Gefangener bat einmal einen Uniformierten um eine Pfeife Tabak. Der Betreffende antwortete, die wolle er ihm gerne geben, aber er wage es nicht. Wenn einer seiner »Konkurrenten« das zu sehen bekäme, würde es ihm so ergehen, sagte er — und tat so, als risse er sich mit einem Ruck alle Knöpfe an seiner Uniform ab. »Ich würde ganz nackt dastehen«, sagte er. So ist das System von zuoberst bis zuunterst.

Heute wurden wir abermals bezichtigt, Karten gespielt zu haben — diesmal ohne Grund. Die Wache — zuunterst — muß jemanden haben, an dem sie ihr Mütchen kühlen kann. Und das müssen wir sein — die Wehrlosen.

117. Tag in der M. 19

Dienstag, den 30. Mai

Die Zelle D. 35 liegt nach dem Hinterhof zu. Dort hat die Osloer Polizei ihre Garage, und der Lärm, der von dorthier

kommt, ist nicht zu beschreiben. Die ganze Nacht hindurch rollen und rasen die Holzgas-Autos, erschüttern und zerschneiden das Trommelfell, die Chauffeure lärmern und lachen und kutschieren mit ihren Autos umher, ohne auch nur im geringsten Rücksicht darauf zu nehmen, daß 150 Männer schlafen wollen. Klagen helfen nichts. Watte in den Ohren ist die Hilfe, die wir gegen diesen Höllenspektakel haben. Das ist eine zusätzliche Strafe, die auch nicht schlimmer sein könnte, wenn sie ausgedacht wäre.

Es geht dem Sommer zu, und auf diese Art und Weise sollen wir den genießen . . . Im Lärm und Gestank vom Hinterhof der M. 19.

Aber man denke an diejenigen, die im Keller sitzen, mit den Autos in zwei Metern Entfernung . . .

118. Tag in der M. 19

Mittwoch, den 31. Mai

Die Zelle D. 35 liegt im vierten Stock. Deshalb haben wir Sonne, und die Zelle ist verhältnismäßig hell. In D. 2, wo ich allein saß, fiel nie ein Sonnenstrahl, und die Wände waren gräßlich verschmutzt. Dort aber war es still. So sind Vorteil und Nachteil gemischt in der Kost, die uns allen so schlecht schmeckt: Eingesperrtsein und Untätigkeit. Vier Monate habe ich jetzt hier gegessen, und immer noch habe ich keinerlei Rechte — Briefe zu empfangen oder zu schreiben, Wäsche und Kleider zum Ausbessern oder zum Waschen zu schicken, zu lesen und zu rauchen — alles das ist mir untersagt. Jedes Mittel, sich die Zeit zu vertreiben, wird uns entzogen. Einmal in der Woche kommen wir für eine Viertelstunde in die Frischluftzelle, draußen hinter der Mauer zur Grubestraße. Zwölf enge Verschlüsse sind es, die diesen seltsamen Namen tragen. Einmal in der Woche werden wir zum Barbier geführt, und einmal jede zweite oder dritte Woche ist Bad. Im übrigen sitzen wir in der Zelle. Die Tagesordnung ist einfach: 6.30 Aufstehen; 12.00 Mittag; 5.30 Abendbrot; 8.00 Schlafengehen. Es ist unglaublich, aber wir müssen uns um 8 Uhr des Abends hinlegen und verdunkeln.

Die Verpflegung ist auffallend gut, aber die Rationen sind klein. In Grini sind sie noch kleiner, und in dem norwegischen Strafgefängnis ist es noch schlechter. Die Güte des Essens ist, wie gesagt, einfach unglaublich. Alles ist wohl-schmeckend. Wir bekommen viele Sorten von Zulagen. Ich erwähne: Wurst, Konfitüre, Käse, Leberpastete, Sardinen. Das bekommen wir für gewöhnlich. Kaum zu glauben. Etwas aber entbehren wir bitter: Tabak!

Selbstverständlich wird hier lang und breit geredet. Meine Zellenkameraden sind zwei einfache Leute. Der eine ist Seemann, der andere ist Gärtner und Vorarbeiter für Stein- und Erdarbeiten. Man kann nicht sagen, daß uns irgendein besonderes Thema beschäftigt. Es besteht kein Grund, irgend etwas wesentlich Neues zu lernen. Von dem Seemann habe ich ein bißchen Finnisch gelernt. Das geht ganz un-systematisch vor sich. Ich habe ihm ein bißchen Französisch beigebracht, an das Thema »Frauen« anknüpfend. Wenn er herauskommt, will er in die Königin-Straße und dort mit den französischen Huren sprechen, sagt er.

Er ist 25 Jahre alt und hat ein unstabiles und wurzelloses Leben geführt. Sein soziales Bewußtsein ist ziemlich unentwickelt. Seine Logik ist schwach, zum Teil gar nicht vorhanden. Wir hatten einige »Diskussionen«, die ich mir ebensogut hätte sparen können. Sein großes Prä ist ein prächtiger Humor. Der ist bei der täglichen Mühe, die Zeit hinter sich zu bringen, ein unschätzbare Vorteil. Ein mißgelaunter Mitgefangener ist wirklich eine Bürde — die reine Zusatzstrafe.

Er hat eine Unmenge Geschichten von seinen Erlebnissen zu erzählen. Schlägereien in der Betrunktheit und Weiber — das sind seine Themen. Seine braunen Augen funkeln, und sein Lachen dröhnt, wenn er von Weibern erzählen kann. Das geschieht mit einer Ausdrucksweise, wie sie nicht ungeschminkter sein kann. Er ist ein erotisches Raubtier — völlig verantwortungslos und für eine unerfahrene Frau sehr gefährlich. Er sagt und tut alles Erdenkliche, um sein Ziel zu

erreichen: eine Frau körperlich zu besitzen. So lange das Verhältnis ihn fesselt, ist er treu und gut, aber alle seine Verhältnisse enden unweigerlich damit, daß er verschwindet — ohne Vorankündigung und ohne Abschied. Er habe keine illegitimen Nachkommen — sagt er.

121. Tag in der M. 19

Sonnabend, den 3. Juni

122. Tag in der M. 19

Sonntag, den 4. Juni

Nur einige wenige Worte über die Verhältnisse in den »inneren Gemächern«. Das Zusammensein mit zwei Mitgefangenen gibt wenig Gelegenheit zur Meditation. Der düstere Ernst der Einzelzelle ist wie weggeblasen. Das bedeutet natürlich nicht, daß in der Geheimkammer Ruhe und Frieden herrscht. Nicht einmal Ordnung ist da, nur eine Art Stille. Ich habe das Gefühl, diese Stille könnte jeden Augenblick gebrochen werden und eine neue Krise eintreten. Es bedarf dazu nur einer Veränderung in den äußeren Verhältnissen: mehr Stille, andere Gesellschaft, ganz zu schweigen von der Einzelzelle.

Es ist unmöglich, Ruhe in einer Betrachtung zu finden, sei sie religiöser oder weltlicher Art. Und wenn da Cassandra immer weiter in Gedanken und Träumen Schlimmes ankündigt — wird die Situation »ironisch«. Das kann einen niedergeschlagen machen; es ist traurig, daß es keine »Erlösung« gibt.

123. Tag in der M. 19

Montag, den 5. Juni

Mehr als vier Monate sind ohne Verbindung mit der Außenwelt vergangen. Das bedeutet eine tägliche Last der Ungewissenheit, die zuerst und zuletzt der Frage gilt: Wie steht es mit Bella? Ich kann den Gedanken an meine liebe Frau nicht an mich heranlassen. Es schmerzt mich mehr, als ich zu sagen vermag, daß sie in Grini sitzen muß. Ich habe mir selber gelobt: wenn die Tore des Gefängnisses sich für mich einmal öffnen, will ich in meinem ganzen Verhalten ihr gegenüber besonders gut und liebevoll sein. Zugleich habe ich jetzt einen klareren Blick als je zuvor für meine Unzulänglichkeit in fast jeder Beziehung. Das flößt mir Furcht vor der Zukunft ein, die

bisweilen so stark werden kann, daß ich denke: Es hat keine Eile damit, hinauszukommen! Oder sogar: Laßt mich im Gefängnis bleiben! Und im Hintergrund steht der Tod und winkt: Komm zu mir! In meinem Hause findest du Frieden!

124. Tag in der M. 19

Dienstag, den 6. Juni

Es ist seltsam, des Morgens zu erwachen — jedesmal zu einem neuen Tag, der mit der gleichen Leere gefüllt werden soll. Die latente Melancholie muß bekämpft werden. Es ist leicht, sich hinzusetzen und Trübsal zu blasen: in tragischem Selbstmitleid, in Sorgen um die Frau, Verwandte oder Freunde, oder bei Betrachtungen über düstere Möglichkeiten. Das Zusammensein mit anderen hält mich von »Ausschweifungen« dieser Art zurück. Deshalb kann man auch sagen, daß das Zusammensein mit den anderen mich oberflächlich macht. Bisweilen kommt es vor, daß ich denke: Trotz allem hatte das Leben in der Einzelzelle eine gewisse Spannung, die keine Gesellschaft mir ersetzen kann. Ich fühle mich häufig leer, inhaltslos und wertlos. Auf der andern Seite sind wohl Gesellschaft und Gemeinschaft »der Weg des geringsten Widerstandes«. Das ist der Vorteil des Kollektivismus: Er verteilt den Druck und verringert die *Verantwortung*.

125. Tag in der M. 19

Mittwoch den 7. Juni

Hier ist fortwährend Kontrolle. Mit Aufruf von Nummer und Namen kontrolliert die Wache zweimal am Tage — die Wache öffnet dann die Tür und steht mit einem riesigen Plakat draußen. Wir stellen uns dann in der befohlenen »militärischen Haltung« auf und plappern drauflos. Ein gnädiges »Gut!« bisweilen gibt uns zur Kenntnis, daß wir begabte Gefangene mit gutem Gedächtnis und guter Führung sind. Und dann haben wir »Donnerwetter«, der hier in D. 35 den Namen »Großvater« trägt. Der ist eine typische Gefängnisratte, die in allen Ecken und Winkeln schnüffelt, an dem geringsten Zeichen der Unordnung oder unerlaubtem Eigentumsbesitz der Gefangenen anhakt und im übrigen stets und ständig von einer natürlichen Unhöflichkeit und

Unliebenswürdigkeit ist. 6025 entschuldigt ihn, er tue nur seine »Pflicht«, und sagt, er sei keiner der Schlimmsten. O nein — die Schlimmsten!! Uff!

126. Tag in der M. 19

Donnerstag, den 8. Juni

Nr. 6025 ist Gärtner und Nr. 5984 ist Seemann. Die beiden sind Gegensätze und leider Feinde. Die Feindschaft bestand schon, als ich nach D. 35 kam. Zwischen diesen beiden wieder gut Wetter zu machen, ist einer jener endlosen »dialektischen« Versuche, die von vornherein zum Mißlingen verurteilt sind. Ich selber bin in diesen Konflikt auf tragikomische Art und Weise verwickelt gewesen. 5984 und ich hatten ab und zu die Korridor-Bedienung draußen ein bißchen kritisiert, weil wir die Verteilung einiger kleiner Zulagen fragwürdig gefunden hatten. Dieser Mann bedient das Wägelchen, auf dem das Essen zu uns gefahren wird. Natürlich ist auf dem Essenwagen immer etwas über die abgemessenen Rationen hinaus oder etwas mehr Brot. Wie Kartoffeln und Suppe und die Reste davon verteilt werden, steht in gewissem Maße im Ermessen der Wagenbedienung. 5984 und ich haben nicht direkt etwas behauptet, aber wir haben doch immer ein paar Bemerkungen fallen lassen. Niemals sind die besonders scharf gewesen — nur so ganz allgemeine Ausfälligkeiten, bei denen die Unzufriedenheit mit den kleinen Rationen dahintersteckt. Die schafft sich Luft bei der erstbesten Gelegenheit — nehmen wir mal an, daß sie völlig unberechtigt sei.

6025 nimmt das sehr feierlich, und mit ungeheurem moralischem Ernst geht er mit unserem Schimpfen ins Gericht. Wir hätten kein Recht, die Bedienung »zu überfallen und zu verdächtigen«. Der erste dieser »ernsten« Verweise kam vor ungefähr drei Wochen. Auf Grund unserer Bemerkungen erklärte 6025 damals, er wolle überhaupt nichts von den Sonderrationen haben, die auf unsere Zelle entfielen. Ich erklärte daraufhin, ich könne nicht ruhig mit ansehen, wie er in den Hungerstreik trete, und er zwingt mich, ebenfalls auf die Sonderzuteilungen zu verzichten. Er nahm davon keine Notiz, und dieser komische Hungerstreik trat tatsächlich in Kraft. Die Hauptperson am Essenwagen war damals ein

älterer Bergenser, den wir »Gammer« nannten. Er war uns in D. 35 wohlgesinnt und begünstigte uns bei den Sonderzuteilungen. 6025 gab ihm von irgend etwas Gutem, das er von zu Haus geschickt bekommen hatte, etwas ab. Es war damals erlaubt, alle zwei Wochen bis zu 1 — ein — Kilogramm Nahrungsmittel von zu Haus zu empfangen, wenn man erst einmal das Recht hatte, Pakete zu empfangen. Jetzt ist es verboten, Nahrungsmittel von draußen zu empfangen. Als »Gammer« Kalfaktor war, hatte er einen »Suppengehilfen« am Wagen. Dem schenkte 6025 nichts. Aber 6025 hält es für eine wahrscheinliche Möglichkeit, daß »Gammer« mit den beiden anderen von seinem Wagen geteilt hat, was er bekommen hatte. Das ist sehr zweifelhaft — finde ich. Es war allzu wenig zum Teilen.

5984 und ich hatten schon damals den Eindruck, der Suppengehilfe sei uns weniger freundschaftlich gesinnt, und wir sprachen das aus. 5984 sagte eines Tages, als die Suppenration ungewöhnlich klein war: »Teufel nochmal, sieht der so gut, daß da eine ganze Tasse fehlt!« Das war der Tropfen, der den Becher für 6025 zum Überfließen brachte. Es kam zu einem heftigen Wortwechsel, und darauf folgte der »Hungerstreik«. Der dauerte vier, fünf Tage. 6025 gab ihn auf, als ich ihn inständig darum gebeten hatte. Als Druckmittel hatte ich benutzt, daß ich mich geweigert hatte, mit 6025 an einem Tisch zu essen — aus der Erwägung: wer nicht mein Brot teilen wolle, solle auch nicht einen Tisch mit mir teilen. 6025 legte das als eine besondere Querköpfigkeit von meiner Seite aus. Er sagte später: »Du hast mir's so schwer wie möglich gemacht.« Es zeigt sich, daß sein »moralisches Denkvermögen« nicht erster Klasse ist. Ein Mann erlegt sich keine Entbehrungen auf, um auf diese Art und Weise querköpfig zu sein. Überhaupt ist das Denkvermögen bei 6025 nicht erstklassig. Das ist traurig, denn sein Charakter und seine moralische Haltung sind makellos. Das einzige, was »die Anklagebehörde« anführen kann, wäre vielleicht, daß der hochgespannte Idealismus wie gewöhnlich mit viel Anmaßung und etwas Eigendünkel gepaart ist.

Nun gut, der Streik wurde abgeblasen, und der Gegensatz zwischen 5984 und 6025 wurde soweit gedämpft, daß die Stimmung in der Zelle gut wurde. Alles endete in Frieden.

127. Tag
128. Tag

Freitag, den 9. Juni
Sonnabend, den 10. Juni

»Gammer« wurde vor ungefähr zwei Wochen freigelassen, der Suppengehilfe rückte zum Kalfaktor auf und bekam die Leitung am Essenwagen. Und damit war es sozusagen Schluß mit den Sonderzuteilungen für D. 35. Was wir seitdem noch bekommen haben, ist nicht der Rede wert. 5984 und ich sprachen nur sehr vorsichtig darüber, aber eine so bedeutende Tatsache konnten wir einfach nicht ganz übersehen.

Andere Kleinigkeiten kamen hinzu. Der Barbiergehilfe versprach uns Brot und möglicherweise auch etwas Tabak, ohne das Versprechen zu halten. Wir haben jetzt seit einem Monat, ja, eher länger, keinen Tabak mehr gehabt. 6025 entschuldigt auch ihn, soweit es nur geht. Und hier sind wir überhaupt beim Kern der Diskussion — nicht der Sache. 6025 meint, man dürfe die Gefängnisbedienung — also Gefangene — nicht kritisieren, und auch wir beiden anderen sollten uns nach dieser »Regel« richten. Diese Forderung beruht auf dem sattsam bekannten »Idealismus«. Er selber streicht eifrig heraus, daß er danach lebt, unser lieber 6025. Es kann einen, zum Beispiel, aufreizen zu hören, *er* habe einen kleinen Kuchen, den er von zu Hause bekommen hatte, mit uns geteilt. *Er* könne auf die Extrazuteilungen verzichten, um unserer Kritik ein Ende zu machen, *er* könne darum nachsuchen, die Zelle wechseln zu dürfen, um Streitigkeiten zu vermeiden. Mit dem letzteren drohte er auch während seines Hungerstreiks. Er will es damit begründen, daß er an chronischen Kopfschmerzen leide und deshalb von dem Lärm der Autos auf dem Hinterhof weg müsse.

Jetzt, nach einem Streit mit Handgreiflichkeiten und Schimpfworten, ist der Konflikt zwischen 6025 und 5984 wieder akut. Danach meldete 6025 sich aus unserer Gemeinschaft ab, zog sich von unseren kleinen, gemeinsamen Zerstreungen zurück und weigerte sich, mit uns zu sprechen.

129. Tag

Sonntag, den 11. Juni

Drei Tage lang hat 6025 beinahe kein Wort gesagt. Das macht uns das Leben in der Zelle schwer, und das ist nach

meiner Meinung kindisch und rücksichtslos. Als 5984 vorgestern so ungefähr zehn Minuten lang beim Arzt war, hatte 6025 mir nichts anderes zu sagen als: daß er sich jetzt nicht mehr von seinem Vorsatz abbringen lasse, um Versetzung von D. 35 nachzusuchen. Das soll morgen geschehen, wenn »Großvater« kommt. So steht die Sache.

Der Kern der Sache ist, daß die beiden Gegensätze sind und deshalb, wegen so gut wie allem, Feinde werden können. 6025 ist in seinem ganzen Denken bürgerlich. Er hat alle die üblichen bürgerlichen Vorstellungen von ehrenhaftem Wandel und meint, 5984 vergehe sich gegen das heilige Ritual. Er behauptet, mit 5984 sei unmöglich auszukommen gewesen, bevor ich gekommen sei; er sei unverschämt gegenüber seinen Mitgefangenen gewesen, habe behauptet, bei der Verteilung des Essens in der Zelle übervorteilt zu werden und sei mit nichts und niemandem zufrieden gewesen. Das reimt sich in nichts mit meinen Erfahrungen mit 5984. Nun räumt 6025 allerdings ein, 5984 habe sich *völlig geändert*, seitdem ich hierher gekommen bin. Die Geschichten, die 5984 aus seinem Leben erzählt, sind nach bürgerlichen Begriffen alles andere als anständig. Er hat in vielen Ländern ein richtiges Hurenleben geführt.

131. Tag

Dienstag, den 13. Juni

5984's Geschichten zeugen freilich von einer entsetzlichen Mentalität in verschiedener Hinsicht. 6025 betrachtet ihn ganz einfach als ein Verbrecherfrüchtchen und meint, seine Kenntnis norwegischer Gefängnisse sei beträchtlich größer, als er zugeben wolle. Nach seinen eigenen Aussagen hat er wegen Betrunktheit und Widerstand gegen die Polizei gesessen. Daß das letztere keine Phrase aus einem polizeilichen Protokoll ist, beweisen seine Erzählungen aus Kragerö. Zu viert haben sie damals die Polizei von Kragerö förmlich terrorisiert. Die drei Kameraden machten sich aus dem Staube, aber 5984 wurde von einem »Blinker« »geketscht«. Seine Ausdrucksweise verfügt über eine ganze Reihe solcher Worte aus dem Verbrecher-Jargon und der »Bande«. Eine Größe in ihrer Bande hat den Namen »Harry mit den Hacksen« geführt, weil er bei Schlägereien und anderen »Operationen«

ein Meister im Austeilen von Fußstritten war. 6025 behauptet, 5984 habe ihm erzählt, er sei an »Leichtern« beteiligt gewesen, was ja dasselbe wie Raub bedeutet. Das hat er in meinem Beisein nicht erzählt.

132. Tag in der M. 19

Mittwoch, den 14. Juni

Aber — seine Geschichten machen solch einen Eindruck, daß es einem völlig glaubhaft erscheint. Er ist direkt tückisch, wenn er betrunken drauflosgeht. Gefährlicher Hinterhalt — vorsätzliches Händel-Anfangen mit irgend einem »Brassen«, der mir nichts, dir nichts »eins zwischen die Augen« bekommt von einem Kumpan, der die Entwicklung der Dinge abseits verfolgt. Bei passender Gelegenheit versetzt er dann auch dem Kumpan eins — ohne Grund. Auch mit Verdienst und Eigentum ist er unglaublich schludrig. Seine Erzählungen, die davon handeln, sind häufig geradezu unglaublich, aber ohne Zweifel wahr. Wertvolle und zum Teil unentbehrliche Dinge zergehen so einem unter den Händen, aber nichts in der Betrunkenheit. Den Rest vertut er — vergißt ihn oder verliert ihn.

133. Tag

Donnerstag, den 15. Juni

Er besitzt zur Zeit nichts. Er hat nicht einmal anwendbare Kleidung oder Schuhwerk. Aber das kümmert ihn nicht im geringsten. Sich um das zu bekümmern, was man hat oder nicht hat, nennt er, den Versuch zu machen, »sich fein anzustellen«. Sein Hohn über dergleichen ist beißend.

Vom bürgerlichen und besonders vom kleinbürgerlichen Gesichtspunkt betrachtet, ist er *entartet*. Hier ist der Kern der Sache: 6025 mit seinen unerschütterlichen kleinbürgerlichen Prinzipien kann 5984 nicht anerkennen. Sie sind soziale Gegensätze, und da keiner von ihnen so viel Fähigkeit zum Analysieren hat, daß er das einsehen könnte, wird der Konflikt zwischen den beiden persönlich und endet in lächerlichem Streiten. Meiner sozialen Einstufung nach sollten 6025 und ich ja zusammengehören. Nun ja, bestimmt ist er äußerst achtenswert. Aber ich kann ihm ob seines Betragens

in D. 35 nicht voll und ganz honneur erweisen. Ich warnte ihn entschieden davor, um Versetzung aus der Zelle nachzusuchen, und sagte ihm, er sei feige, wenn er das tue. Ich wollte ihm damit sagen: Es ist nicht richtig von dir, mich mit einem Manne allein zu lassen, von dem du selber findest, er sei unmöglich im Umgang. Das Argument verfehlte jegliche Wirkung, er stellte das Gesuch. Das geschah am Montag vormittag, die Antwort war ein glattes Nein. Er brach da seinen Redestreik sofort ab und wurde augenblicklich wieder als Zellenkamerad akzeptiert. Am Dienstag war er im Verhör und bekam die Feuertaufe in der Victoria Terrasse. Heute wurde er nach Grini gebracht. 5984 ist jetzt mein einziger Zellengenosse.

134. Tag

Freitag, den 16. Juni

6025 brachte die übliche Geschichte von der Victoria Terrasse mit. Er wurde mit einem Stock auf Oberschenkel und Rücken geschlagen. Der Stock war dicker als die Wurzel seines Zeigefingers. Er bekam jeweils fünf Schläge auf die Oberschenkel, und der Stock wurde in fünf Stücke zerschlagen. Man raufte ihn bei den Haaren und schlug ihn ins Gesicht. Das letztere habe ich selber zu kosten bekommen. Es ist eine infame Behandlung. Was die Glaubwürdigkeit der Erzählungen von der V. T. betrifft, gibt es jetzt wohl schon Tausende von Zeugen, die dafür einstehen können. Das ist nötig, denn diese Berichte sind furchtbar und unglaublich.

Sondernummer

Freitag, den 16. Juni

Die Kost hier ist jetzt gefährlich schlecht. So sieht das Essen aus: Frühstück: Zwei kleine Scheiben und ein kleiner halber Knust Brot, Kaffee-Ersatz. Mittagessen: Ein kleines Stück Fisch. Fünf kleine Kartoffeln. Die eine war halb verfault. Ein Becher Fischsuppe. Abendbrot: Dieselbe Brotration wie zum Frühstück, ein Becher dünne Grützensuppe.

Dieser Tag ist keiner von den allerschlimmsten. Am Sonnabend, zum Beispiel, bekamen wir anderthalb ranzige Winterheringe, entsetzlich schlechte Kartoffeln — von denen bei-

nahe nur verfaulter Abfall übrig blieb — und einen Becher richtiges Spülwasser als Suppe. Das nannte sich »Mittagessen«.

So etwas ist schlimm.

135. Tag in der M. 19

Sonnabend, den 17. Juni

Vor einer Woche gingen die Deutschen mit einemmal dazu über, uns wenig und verfaulte Kartoffeln zu geben. *Es heißt*, das sei unser Teil von der Strafe für ein Attentat, das gegen die Arbeitsvermittlung in der Akersstraße verübt worden sein soll. Dies fällt damit zusammen, daß der neue Kalfaktor uns überhaupt keine Extrarationen mehr zuteilt. Der Grund dafür kann nicht gut etwas anderes sein als der früher erwähnte Umstand: daß 6025 ihn übergang, als er »Gammer« eins der Kotelettes von zu Haus gab, nicht aber ihm. Wir beiden in D. 35 werden auf diese Weise sowohl von den Deutschen als auch von der »norwegischen Gefolgschaft« auf eine Hungerkur gesetzt, und an beiden »Verbrechen«, für die wir bestraft werden, sind wir gleich unschuldig.

5984 ergeht sich in lauten Klagen über unsere Ernährungslage. Er ist im allgemeinen ein großer Esser und jetzt fortwährend direkt hungrig. So schlimm steht es mit mir nicht. Ich kann sagen: niemals satt. Das ist mein Casus. Natürlich bin ich über das schamlose Benehmen des Kalfaktors erbittert. Ich habe hier im Gefängnis so dies und das gesehen und gehört, was nicht in Ordnung ist, aber noch nie etwas, was so ausgesprochen *dirty* wäre. Jedoch nehme ich das nicht allzu tragisch. Ich lebe — und das tun nicht alle! — und die Zeit geht hin. Wir haben gehört, die Invasion in Frankreich habe begonnen, aber nicht gehört, wie es geht. Ist der Krieg wohl noch in diesem Jahre zu Ende? Und: lebe ich dann noch? Mir schwindelt.

Nachmittags

Draußen steht der norwegische Sommer in voller Blüte, selbst wenn ich auch keinen Blick auf seine Schönheit werfen darf oder einen Atemzug von seinem Duft bekomme. Jetzt

blüht der Flieder im Uranienborg-Park. Hier sehe ich auf die Mauern des Hinterhofes, wenn ich mich auf den Schemel stelle und zu der schmalen Scharte hinausehe, die hier Fenster heißt. Durch die sickert auch der Holzgasgestank herein — der berauschende Duft des Kohlendioxyds in unserer »lilac time« in diesem »chambre séparée. Und doch: die entsetzliche Leere in »dem inneren Menschen« und die saugende Sehnsucht haben andere Ursachen. Die aber gehören zu der inneren Front.

136. Tag

Sonntag, den 18. Juni

Ja, die innere Front! Die existiert, auch wenn die Nachrichten von dorthier spärlich fließen. Eine merkwürdige Situation herrscht dort — allzu unklar, als daß sie sich in wenige Worte zusammenfassen ließe. Diese Aufgabe muß auf ihre Lösung warten. Tage, Wochen und Monate gehen hin, und *scheinbar* geschieht gar nichts.

Vielleicht aber wird es sich einmal zeigen, daß in diese Zeit doch eine Entscheidung gefallen ist. Ich kann darauf nicht näher eingehen. Die seelische Mikroskopie ist eben nicht mein Fall. Ich bringe es nicht fertig und schränke das Aktionsgebiet der Gedanken und Gefühle bewußt ein. Das ist traurig, aber es ist der einzige Ausweg — bis auf weiteres . . .

137. Tag

Montag, den 19. Juni

Schon am Sonnabend abend bekamen wir einen neuen dritten Mann, einen Neunzehnjährigen aus Jessheim. Er war am Sonnabend mittag nach Gardermoen hinausgegangen. Dort kam er in ein »vertrauliches« Gespräch mit einem deutschen Offizier und war dabei so freimütig, seine Meinung auszusprechen — die nämlich, daß Deutschland den Krieg verliert. Nachdem sie eine Weile miteinander gesprochen hatten, nahm der Offizier ihn beim Rock und sagte: »Sie sind verhaftet!« Dann ging es hin und her zwischen Jessheim und Gardermoen mit Verhören und Erklärungen, dann nach Oslo, zur Victoria Terrasse und hierher. 6308 hat in diesem Jahr die Maturität erworben, er will Ingenieur werden —

Wege-, Wasser- und Brückenbau – und will zum Herbst nach Trondheim – ach ja.

138. Tag in der M. 19

Dienstag, den 20. Juni

Die Gespräche zwischen uns dreien kreisen häufig um die Möglichkeit, aus allem mit dem Leben davonzukommen. Wir hören jetzt von unserem neuen Zellenkameraden, daß eine neue Terrorwelle mit zahlreichen Hinrichtungen über das Land hinweggeht. So etwas hat eine starke Wirkung auf uns. »Da bleibt einem rein die Spucke weg«, wie 5984 sagt. Böse Ahnungen und seltsame Träume sind vielleicht nichts, worum man sich viel kümmern soll, aber sie bilden doch etwas von dem Muster in dem Vorhang des seelischen Hintergrundes. Draußen ist strahlend heller Sommer, und der Gedanke an den Tod ist unwirklich. Und doch: 5984's und 6308's Gespräch dreht sich um dieses Thema. »Es ist, um die schnelle Katrin zu bekommen«, sagt 5984.

Ich sage zu mir selber: Du mußt eine Lösung für das Problem der Einzelzelle finden!

Aber hier ist es allzu unruhig. Nachdenken und ernsthafte Vertiefung in sich selbst verlangen Stille. Wenn ich für mein Schicksal hier in der M. 19 eine theologische Ebene suche, dann wirkt es völlig absurd, daß ich zur Oberflächlichkeit gezwungen werde und zu »unwürdigem« Schnickschnack. Die Tatsachen verweisen also unausgesetzt auf die Auffassung, daß alles theologische und teleologische Denken rundheraus gesagt nichts als »Schnurren im Kopf« sind. Die ratio sagt abermals: Es ist weiterhin die Angst, die dich dazu veranlaßt, den theologischen Bonbon zu schlecken. »Paßt mal auf . . . noch einmal . . . das Äußere ist süß – aber der Kern ist bitter!«

139. Tag in der M. 19

Mittwoch, den 21. Juni

6308 kommt frisch von der Schulbank, den hellen Schädel voll von einem Maturitätspensum in Realfächern. Dieses Pensum ist größer als zu meiner Zeit. Wir haben einigen Anlaß zum Diskutieren. Aber – und das ergibt Schwierig-

keiten — 5984 ist ein primitiver Bursche. Er hat keine Ahnung, was Wissenschaft ist, und — was viel schlimmer ist — er mißgönnt anderen ihre Gedanken. Gelegentlich stellt er eine Frage, eines Wortes oder einer Sache wegen. Es ist beinahe rührend zu hören, wie unbeholfen er im abstrakten Denken und in der gewöhnlichen Erkenntnis ist. »Kannst du mir Navigation beibringen?« Was soll ich darauf antworten! Heute ist der Sextant auf dem Tapet.

140. Tag in der M. 19

Donnerstag, den 22. Juni

Heute ist der Tag, an dem ich vor zwanzig Wochen hier untergebracht wurde. Auf einem Zettel, den ich bei meiner Ankunft hier erhielt, steht tatsächlich: »Eingeliefert« den 4. 2. 1944. Das klingt wie nach einer Aufbewahrung. Ungefähr einhundert »Häftlinge« gehen hier allmonatlich ein. Die meisten werden nach kurzer Zeit weiter nach Grini abgefertigt. Manche bleiben etwas länger hier, so drei, vier Monate, und manche *bleiben* hier. Ein Hauptmann Dehli, der hier in D. 35 saß, bevor ich kam, war seit drei Jahren hier gewesen. Über ein Jahr kommt nicht selten vor. Es wird als eine Erleichterung betrachtet, nach Grini zu kommen. Dort darf man sich — soviel ich weiß — draußen an der frischen Luft aufhalten und mit vielen anderen zusammensein. Natürlich ist das ein ungeheurer Vorteil gegenüber dem Quadratmeterdasein hier.

141. Tag in der M. 19

Freitag, den 23. Juni

Die zwanzig Wochen, die hinter mir liegen, haben ihre Spuren bei mir zurückgelassen. Ich bin bleich und mager, eine eigentümliche, fahle, erdfarbene Haut, die ganz unheimlich wirkt. In den letzten Wochen habe ich nicht wenig gehungert, und jetzt bin ich immer an der Grenze, Hunger zu verspüren. Ich bin niemals satt. An einem Sonntag neulich kam es vor, daß das Mittagessen um zwei Stunden verspätet war. Da waren wir völlig »aus dem Leim«. Ich habe schon lange damit aufgehört, Gymnastik zu treiben. So vergeht ein Tag nach dem anderen in dieser Fuchsfarm für Menschen, in der die Nazis ver-

suchen, ihren Feinden den Widerstandswillen und die Widerstandskraft auszutreiben. Nun schön, wir wollen mal sehen, wenn noch einmal zwanzig Wochen vergangen sind!

142. Tag

Sonnabend, den 24. Juni

»Großvater« stellte hier heute eine große Haussuchung an. Er durchsuchte unsere Taschen, kehrte das Bettzeug von oben nach unten und schnüffelte in allen Ecken und Enden. Er fand ein bißchen Krimskrams, ein Nichts an Dingen, deren Besitz niemand selbst einem Krösus mißgönnen würde. Aber »Großvater« gönnt uns auch nicht den geringsten Anhaltspunkt für Interessen oder Unterhaltung. Eine Sache, die so klein ist, daß man sie keinem Bettler geben könnte — uns wird sie weggenommen: ein Lappen, ein Stückchen Bindfaden, ein Bleistiftstummel. Es ist klar, daß niemand auch nur eine Andeutung von wirklichem Respekt gegenüber einem Manne empfinden kann, der sich zu einer derartigen Taschendieberei herabwürdigt. Hier hilft kein Gerede von »Pflicht«. Ein Gentleman übernimmt solche Pflichten nicht. Die deutsche Sprache hat übrigens kein Wort für »gentleman«. Und schließlich und endlich verlieren sie wohl auch deshalb ihre Kriege. Das ist ein Paradoxon — unbegreiflich für den arischen Goliath —, aber ein erbaulicher Gedanke für einen kleinen, demokratischen David. Eine andere Wirkung, mit der »Großvater« wahrscheinlich nicht rechnet, ist, daß er sich völlig lächerlich macht. Wir grinsten hinter seinem Rücken, als er in unserem lumpigen Krimskrams wühlte.

143. Tag

Sonntag, den 25. Juni

Sonntags herrscht Stille im Gefängnis. Es können Stunden vergehen, ohne daß man einen Ton hört. Aber — hinter den verschlossenen und verriegelten Türen geht mehr vor, als man ahnt. Wie ich das wissen kann? Nun, hier haben die Wände Ohren, und trotz allem »Verboten!« sickern die Neuigkeiten durch. Ein Gefangener ist aus dem vierten Stockwerk über das Geländer vor seiner Zellentür auf die

Fliesen im ersten Stockwerk gesprungen. Er lag da unten lange und schrie, bevor man ihn wegbrachte. Selbstmordversuche sind übrigens zufolge Absatz IV, Punkt 2 der »Hausordnung« strafbar. Im Falle der Zuwiderhandlung erfolgt Anwendung von Fesseln oder Waffen, heißt es.

Der da sprang, ließ sich also von seinem ungehorsamen Voratz nicht abbringen. Leider kenne ich seinen Namen nicht. Ehre sei ihm!! Die gräßlichen Schreie am Karfreitag kamen von einer Frau. Sie ist jetzt irrsinnig geworden, schlicht und einfach geisteskrank, sitzt aber, nach allem, was man hört, immer noch in der M. 19. Hier sitzen wenige weibliche Gefangene. Ich habe mit einer von ihnen gesprochen — zwei, drei Worte im Auto von der Victoria Terrasse her. Wir teilten uns in ein paar Züge einer Zigarette, die ein Dritter im Auto in der V. T. bekommen hatte. Feuer bekamen wir von der Chauffeurwache. Das war ihre erste Zigarette nach drei Monaten. Sie *lächelte* tapfer!

144. Tag

Montag, den 26. Juni

Solche »kleinen« Begebenheiten werden genau und häufig erzählt und kommentiert. Die großen — zum Beispiel der Selbstmordversuch —, auf die kommt im Grunde genommen viel seltener die Rede. Dazu gehören auch Fragen wie Todesurteil, Deportation oder noch schärfere Repressalien in Form von Massenhinrichtungen.

Von hier aus wird man selten direkt nach Deutschland verschickt. Ich habe nur von einem einzigen Fall gehört. Vor ungefähr zwei Monaten wurden acht Mann direkt verschickt. Im allgemeinen führt der Weg über Grini. Von dort gehen Massensendungen ab, neulich 800: achthundert. Ich habe bestimmt gute Aussichten, im »Reich« zu landen.

145. Tag

Dienstag, den 27. Juni

Vor sechs Wochen erhielt ich zum erstenmal die Erlaubnis, bei der Victoria Terrasse *ein Gesuch* um »Erleichterungen« einzureichen: schreiben, lesen, rauchen und Gelegenheit, Hausarbeit im Gefängnis verrichten zu dürfen. Seine Sachen

selbst waschen zu dürfen, gehört ebenfalls dazu. Alle vierzehn Tage macht »Großvater«, begleitet von einem Hausarbeiter mit einer Kiste Schreibsachen, die Runde. Gestern kam dieser seltene Besuch zum dritten Male, seitdem eine Antwort von der V. T. vorliegen *konnte*. Aber auch diesmal bekam ich keine andere Antwort als dieses kalte: »Sie müssen warten!«

Ich denke an Bella und Vater. Die müssen bald daran zweifeln, daß ich noch am Leben bin. Fünf Monate ohne ein Lebenszeichen — das ist eine »Behandlung«, wie 5984 sagt.

Dienstag nachmittag

In der Vorstellung, meine Wartezeit dauere besonders lange, wurde ich schnell berichtigt. Wir waren heute im Bad. Da erzählte der Badegehilfe mir, er habe 13^{1/2} Monate ohne Erleichterungen gesessen. So ist es mit allem hier in Nr. 19. Ich finde, meine Bedingungen sind hart. So nach und nach werde ich darüber belehrt, daß es viele gibt, die viel schwerere Prüfungen hinter sich haben. Man muß lernen, geduldig und bescheiden zu werden, bevor man hier »im Rang aufsteigt«. Dabei ist übrigens »nichts zu machen«, als froh zu sein, daß man lebt, und die Zeit nach Monaten zu rechnen.

146. Tag

Mittwoch, den 28. Juni

147. Tag

Donnerstag, den 29. Juni

Es ist traurig, zu hören und zu sehen, wie die Plackerei und Skaventreiberei der Deutschen ansteckend auf die Norweger hier wirkt. Der neue Kalfaktor taugt nichts. Zwei frische Beispiele: Nr. 1. Eines Tages, wir kommen aus der Frischluftzelle, müssen wir auf der Treppe an ihm vorbei. Er trug eine Matratze, die den halben Weg versperrte. Es entstand eine kleine Stockung, und gleich schrie der Kalfaktor: Rauf! rauf! rauf! — Nr. 2. Das Mittagessen wurde in dem üblichen Eiltempo »serviert«. Der Läufer mit den Kartoffeln plackte sich ab, daß der Schweiß nur so von ihm troff. Und trotzdem schrie ihn der Kalfaktor im Kommandoton an: Schneller! Beispiele ähnlicher Art könnte ich haufenweise berichten.

Die Deutschen sind in einer ewigen Hetze. Uns jagen sie, wie man Hunde jagt. »Los! los! los!« schreien sie. Alles soll schnell gehen — *sinnlos* schnell. Das Essen wird zur Tür oder zur Luke hereingeschleudert, und die Tür oder die Luke wird mit einem Knall, wie von einem Schuß, zugeworfen. Die Behandlung (oder Mißhandlung) stumpft das Gefühl für das Schickliche ab. Höflichkeit gerät in Vergessenheit, und der Schrecken vor den Deutschen tut das Übrige. Deshalb erleben wir auch so bedauerliche Entgleisungen wie die, von denen ich gestern ein paar Beispiele anführte. Hier noch eins: Ein Gefangener steht da und wartet darauf, bis er beim Arzt an die Reihe kommt. Ein norwegischer Hausarbeiter befiehlt ihm, sich mit dem Gesicht zur Wand umzudrehen!!

149. Tag

Sonntag, den 1. Juli

150. Tag

Sonntag, den 2. Juli

Unsere Berührung mit der »Außenwelt« vollzieht sich durch den Barbiergehilfen — und den Badegehilfen. Der Barbiergehilfe ist völlig nichtssagend, stumm wie das Grab. Er weiß, was in den Zeitungen steht, sagt aber kein Wort freiwillig und geht uns systematisch so aus dem Wege, daß wir keine Gelegenheit zum Fragen bekommen.

Wir haben ihn auch gefragt, ob er uns ein ganz klein bißchen Tabak geben könnte, einen halben Zentimeter Kautabak oder eine Fingerspitze Rauchtabak. Er selber bekommt wöchentlich eine Schachtel Tabak, und wir haben Grund zu glauben, daß im Gefängnis etwas Extra-Tabak kursiert, der für die Häftlinge, die keine Raucherlaubnis haben, »bestimmt ist«.

Früher war der zu haben. Jetzt ist er spurlos verschwunden. Der Barbiergehilfe weiß, daß ich fünf Monate gesessen habe, ohne irgendwelche Vergünstigungen zu genießen. Aber er hat kein Krümchen Tabak, das er entbehren könnte, weder von seinem eigenen, noch von einem fremden »Erzeugnis« und — wie gesagt — keinerlei Neuigkeiten.

Er hat *Angst*, das ist das ganze Geheimnis. Der frühere Barbiergehilfe landete in der Einzelzelle — seiner Hilfsbereitschaft wegen, wie man sagt. Der jetzige benützt keine Gelegenheit. Er ist nicht der richtige Mann auf seinem Platz.

151. Tag

Montag, den 3. Juli

152. Tag

Dienstag, den 4. Juli

Draußen steht der Sommer in vollem Flor. Hier drinnen ist es stickig; schwere, verbrauchte Luft mit einem deutlich spürbaren Gestank vom Toilettenkübel. Der Durchzug im Lüftungskanal zum Verschlag des Toilettenkübels in der Wand ist verstopft. Der Ventilator auf dem Dach ist gerade jetzt, da er nötiger als je zuvor wäre, außer Funktion gesetzt. Durch die kleine »Fensteröffnung« dringt keine Luft herein. Besonders schlimm ist es des Nachts. Bis jetzt hatten wir das »Fenster« — das heißt die Klappe in der Luke — des Nachts geschlossen, um den Lärm der Autos unten auf dem Hof weniger zu hören. Nacht für Nacht — und die ganze Nacht hindurch! — herrscht da unten ein *entsetzliches* Getöse. Wahrscheinlich werden wir jetzt gezwungen sein, »das Fenster« des Nachts offenzuhalten und lieber auf den Schlaf zu verzichten.

153. Tag

Mittwoch, den 5. Juli

So stöhnen wir uns weiter durch einen warmen Julitag . . .

154. Tag

Donnerstag, den 6. Juli

In diesem Leben der Sinnlosigkeit zu einem neuen Tag zu erwachen! Körperlich leiden wir, und die Seele verkümmert.

155. Tag

Freitag, den 7. Juli

156. Tag

Sonnabend, den 8. Juli

157. Tag

Sonntag, den 9. Juli

158. Tag

Montag, den 10. Juli

Vier Daten sagen nichts, aber sie umfassen doch vier Tage unseres *Lebens*. Es waren keine guten Tage. Stickig und schwer steht die Luft still in der engen Zelle. Wir sitzen reglos da und schwitzen. Der Schlaf des Nachts ist bleischwer, wenn er nicht von dem Lumpenleben unten auf dem Hof

zerrissen wird. Die Ventilation durch den Schacht im Toilettenkübel-Verschlag ist weiterhin »nicht in Ordnung«.

159. Tag

Dienstag, den 11. Juli

160. Tag

Mittwoch, den 12. Juli

Die Laune ist trotz allem stabil. Hin und wieder habe ich ein paar gefährliche Anfälle von »Hamletismus«. Als Gegenmittel hilft nur eins: alle Gedanken an mein »Schicksal« beiseite zu schieben. Ich wage tatsächlich nicht mehr, meinen Problemen »ins Auge zu sehen«. Das zerrissene »Entweder-Oder« der Einzelzelle ist durch die graue und bittere »Philosophie des Sich-Durchschlagens« im Leben ersetzt. Ich habe einiges gelernt, wie klein und unbedeutend ich bin.

161. Tag

Donnerstag, den 13. Juli

Eine lächerliche Geschichte. 5984 und ich gerieten fürchterlich aneinander. 5984 ist, wie ich schon früher erwähnt habe, ein durch und durch primitiver Bursche, unlogisch, ungebärdig bis zur Wildheit, gefährlich, wenn es nicht nach seinem Willen geht. Beim geringsten Anlaß hagelt es Schimpfworte von ihm, und was für Schimpfworte! Es sind die größten, über welche die Sprache verfügt. Den Schimpfworten folgen Beschuldigungen, Beleidigungen und Drohungen. Selbstverständlich dürfte ich mich nie dazu verleiten oder hinreißen lassen, ihm mit gleicher Münze zu erwidern.

162. Tag

Freitag, den 14. Juli

Diesmal ging die Sache leider so, daß der Wortwechsel heftiger denn je zuvor wurde. 5984 raste wie noch nie. Flüche und Verwünschungen, Drohungen und Beschuldigungen hagelten nur so auf mich nieder. Der Mangel an Logik bei ihm war offener, als ich beschreiben kann. Ich argumentierte lange und gründlich. Je mehr recht ich hatte, desto wilder wurde 5984. Mit der Zeit wurde auch ich hitziger. Wir machten einen Heidenlärm. Einer von 5984's Vorwürfen,

den er jedesmal, wenn er in Raserei gerät, wiederholt, ist: daß ich ein Snob bin und feiner und besser als er sein wolle. Gelegentlich, wenn er allzu grob wird, muß ich sagen: ja, ich *bin* besser als du! Dabei landeten wir am Mittwoch, und 5984 geriet in einen Zustand, der beinahe an Unzurechnungsfähigkeit grenzte. Der Auftritt dauerte ungefähr eine Stunde. Dann bekam alles einen guten und komischen Schluß. Unser neunzehnjähriger 6308 nahm ganz einfach die Waschschüssel und schüttete uns beiden Schreihälsen den ganzen Inhalt über die Köpfe.

Sofort wurde es still. 5984 warf 6308 eine drohende Bemerkung zu, in der von »blauen Augen« die Rede war. Der nahm das ganz ruhig hin und sagte: »Ich glaube, die hast du nötig!« Er ist 1,92 groß und ein kräftiger Bursche, und 5984 hätte es schwer, ihm »blaue Augen« zu verabfolgen, obschon er von Seemannskneipen und seiner Bande her viele heimtückische Tricks beherrscht, deren man sich bei Schlägereien bedienen kann.

Auf mich machte der Vorfall einen starken Eindruck. Der lange innere Druck der Gefängniszeit ist Nährboden für viele merkwürdige Samen. Eine »nervöse Reaktion« setzte bei mir ein. Die Tränen kullerten hervor. Ich konnte das nicht verhindern. 5984 schlug gleich nach der »Wasserkur« völlig um. Er ging in der Zelle auf und ab und sprach freundlich und beinahe lustig von dem, was vorgefallen war. Ich antwortete, soweit ich's konnte, auf das, was er direkt zu mir sagte, aber die Tränen gewannen die Oberhand. Vielleicht war es mehr als alles andere der verletzte Stolz, der sie verursachte. Es war doch einfach ver-teufelt, daß der Jüngste Gelegenheit bekommen sollte, sich als der einzige Erwachsene zu erweisen. Der stolze Traum, »Primus inter pares« zu sein, bekam seinen Gnadenstoß. Die Geschichte endete auf folgende melodramatische Art und Weise: Ich holte ein »Tagebuchblatt« vom vorhergehenden Tage hervor, wo ich geschrieben hatte, wie klein und unbedeutend ich mich fühle. Ich zog 5984 zum »Fenster« und las ihm das vor. Ich weinte ziemlich unbeherrscht, während ich das vorlas und ihm erklärte: hier könne er sehen, wie er sich in mir irre. 5984 war sichtbar und hörbar gerührt und sagte: Herrgott! ich dürfe ihn nicht so buchstäblich nehmen, wenn er in Fahrt gekommen sei, usw. usw. von beiden Seiten. Das reine Idyll, und das hat bis jetzt gedauert.

Wir leben jetzt allen Ernstes unter der Peitsche des Hungers. Die Beköstigung liegt schon für gewöhnlich an der Hungergrenze, aber jetzt herrscht außerdem noch Ausnahmezustand in D. 35. Wir sind für drei Tage auf »Wasser und Brot« gesetzt. Der Grund ist, daß wir trotz des Verbotes Karten gespielt haben. Wir hatten uns Karten angefertigt aus den Resten eines Pappkartons, der einmal mit einem Paket von zu Haus an M. aus H. gekommen war (an den, der vor einem Monat nach Grini geschickt worden ist).

Wir hatten uns die Karten mit der Spitze eines Löffels — unserem einzigen Eßbesteck! — zugeschnitten. Der Text war mit Hilfe eines Holzspans mit Kreosot aus dem Toilettenkübel geschrieben. Wir entnahmen dem Kübel etwas Kreosot am Morgen, gleich nachdem der Kübel geleert und neues Kreosot hineingefüllt worden war. Dazu benutzten wir ein kleines, gewölbtes Stückchen Pappe. Genug davon! Wir hatten also ein paar Karten, mit denen wir spielten. Wir waren schon früher zweimal erwischt worden, und am Donnerstag erwischte man uns zum drittenmal. Zwei Wachen sind monatelang hinter uns her gewesen, um uns als gefährliche Kartenspieler zu entlarven. Sie heißen bei uns der »Rote« und der »Kindermörder«. Das sind zwei richtige Guckteufel, die einen zu allen Zeiten beschleichen, zwei typische Schnüffler von niedrigstem Charakter — boshaft und kleinlich. Der Kindermörder war es diesmal, der Wache hatte. Offenbar steckt er mit dem Roten unter einer Decke. Gemeinsam gingen sie zum Oberwachtmeister und klatschten. Die drei gewaltigen Herren kamen in großer Prozession nach D. 35. Es war einfach komisch, ihre ernstesten und grimmigsten Gesichter zu sehen. Die boshaften Augen des Roten leuchteten, als »Großvater« hereinkam. Er drehte sich sofort zu den Haken, an denen unsere Jacken und mein Mantel hängen, und schrie: Weg! Ich zögerte und maulte. Er machte eine drohende und ausholende Bewegung mit dem Arm und wiederholte: Weg! Ich nahm die Kleidungsstücke weg. Die Wand darunter war

über und über mit Fremdworten bedeckt, die ich 5984 diktiert und erklärt habe. Sie sind mit der Spitze einer Zahnpasta-Tube geschrieben. »Großvater« muß das früher schon gesehen haben (hat aber nie etwas gesagt), sonst begreift man nicht recht, wie er diesmal, da er wegen etwas ganz anderem kam, geradewegs darauflos gehen konnte.

Das Verhör gab Bescheid darüber, wie wir unsere unerlaubten Einfälle ins Werk setzen. Als die Rede auf das Kreosot kam, verzog »Großvater« angewidert die Nase. Es war deutlich zu hören und zu sehen, daß er uns für Riesenschweine hielt.

165. Tag

Montag, den 17. Juli

Wie man die nennen muß, die Leute zu so etwas zwingen — dieses Problem hat »Großvater« sich nie gestellt. Das Verhör war übrigens kurz. Es endete damit, daß »Großvater« uns vier Tage Wasser und Brot dekretierte. Der »Rote« und der »Kindermörder« standen draußen mit Augen und einem Lächeln, die vor Bosheit leuchteten. Die Strafe trat mit dem Sonnabend-Morgen in Kraft. Sie wurde uns von »Großvater« am Freitagabend feierlich verkündet. Sie lautete auf drei Tage Wasser und Brot.

Draußen an der Tür der Zelle wurde ein Plakat angeschlagen, auf dem: »Kein Mittagessen« und »Wasser und Brot« mit *gedruckten* Buchstaben stand. Die Straftage waren mit Tinte vermerkt.

Natürlich erregte das Plakat Aufsehen. Alle Wachen guckten uns mit neugierigen Augen an. Dem Aufsehen nach zu urteilen, kann das kein gewöhnliches Vorkommnis sein.

Nun haben wir drei Tage Hungerkost gehabt. Wir bekommen am Morgen um sieben Uhr zwei Scheiben und einen kleinen halben Knust Brot und um fünf Uhr nachmittags noch einmal genau soviel — sonst nichts, kein Mittagessen, keine Butter, und zu trinken nichts anderes als Wasser.

Heute vormittag war »Großvater« bei uns. Er war freundlich — beinahe munter. Er sprach mit 5984, für den er wohl eine kleine, besondere Vorliebe hat. Mich hat er immer mit ausgesuchter Unhöflichkeit behandelt. Er fragte 5984, wie ihm Wasser und Brot gefielen. Der antwortete: »Schlecht.«

»Tja«, sagte ›Großvater‹, »beim nächsten Male gibt es vierzehn Tage.« Als er ging, sagte er mit einem Lächeln voller Trost und Gestapogüte: »Ja, von morgen an gibt es also wieder gewöhnliche Kost.« — Das nenne ich Versöhnungsstimmung. — Am Nachmittag kam er noch einmal, und diesmal in einer ernstesten Angelegenheit. Wir müssen den Anstrich auf der Tischplatte abkratzen.

166. Tag

Dienstag, den 18. Juli

Nun begann von neuem ein riesiger Spektakel. Wir hatten in den Anstrich ein paar Spiele eingeritzt: ein Mühlespiel und ein Schachspiel. Das hat die Mächtigen gewaltig verärgert. »Großvater« hat sich diese Spielzeichnungen einige Male blinzelnd angeguckt, und die Wachen haben alles in Bewegung gesetzt, um dem Vergnügen ein Ende zu bereiten. Jetzt ist es zu Ende. Alle ist weggehobelt, und nach dem Willen der Gestapo sollen wir jetzt völlig untätig sein. Wenn nicht, dann setzt es etwas: 14 Tage Hungerkost!

167. Tag

Mittwoch, den 19. Juli

Der Kalfaktor betrügt sich nicht gut. Er wendet sowohl uns gegenüber, hinter den Zellentüren, als auch gegenüber seinen Gehilfen am Essenwagen einen unverschämten Kommandoton an. Zu uns in D. 35 ist er immer unfreundlich gewesen. Den Grund dafür habe ich schon früher erwähnt: daß er beleidigt ist, weil M., der Gärtner aus H., der hier in D. 35 war, ihn übergangen hat. Er hatte ein Paket mit irgend etwas Gutem von zu Haus bekommen und mit dem damaligen Kalfaktor geteilt, während der jetzige Kalfaktor, der damals Suppengehilfe war, nichts abbekommen hatte. Natürlich war das ein Fehler gewesen. Aber das war kein Fehler von *uns*, die jetzt in D. 35 sitzen. Das haben wir dem Kalfaktor erklären können. Er tat so, als begriffe er nicht, wovon wir sprachen. Aber er blockiert uns immer weiter, was Extrazuteilungen betrifft — eine Blockade, die er am ersten Tag, als er Kalfaktor wurde, eröffnete. Wir bekommen von ihm einen Kump mit dem Mittagessen zum Verteilen unter uns dreien

— *einmal* in der Woche. Früher bekamen wir jeden Tag zwei oder drei Kumpe extra zum Mittagessen und immer ein wenig Brot extra. Genau so war es mit Suppe, Kartoffeln und Beilagen. Das war immer etwas mehr als die kärglichen Rationen. Jetzt ist nie mehr etwas zu bekommen, nicht einmal ein halbes Stückchen Brot. In den Tagen nach Verbüßung der Hungerstrafe haben wir etwas mehr bekommen. Zwei Kumpe extra zum Mittagessen am ersten Tage und einen am zweiten. Außerdem bekamen wir am Mittwoch nachmittag eine Portion Grütze extra zur Verteilung. Das ist gar nicht so übel und entschieden mehr, als wir erwartet hatten, zugleich aber auch nicht mehr als »um der Scham willen«.

Während der Hungerstrafe kamen ein paar »Kleinigkeiten« von seiten des Kalfaktors von der Sorte »nicht gut« vor. Zweimal bekamen wir *drei* halbe Scheiben Brot in einer unserer Brotrationen. Es hätten *vier* sein müssen. Wir können das ja Unachtsamkeit nennen, wenn jemand meint, das sei eine Entschuldigung. Am ersten Hungertag kam er mit Tran an die Luke; man beachte: die deutsche Wache öffnete die Luke, weil sie fand, Tran sollten wir haben, auch wenn wir auf Wasser und Brot gesetzt waren. Der Kalfaktor aber hielt es für richtig, uns durch die Luke anzupöbeln: Ihr solltet ja eigentlich nichts haben, aber . . . Der Ton war griesgrämig und unwirsch.

169. Tag

Freitag, den 21. Juli

Heute morgen in der Frühe wurde ein Neuer zu uns hineingesteckt. Das war *ein deutscher Seemann*. Er war halb betrunken. Er ist verhaftet worden, weil er im Rausch »Rot Front!« gerufen haben soll. Er sagt, er kann sich nicht erinnern, daß er das getan hat.

Nun ja, das ist ja eine seltsame politische Schwalbe — ein Anzeichen dafür, daß »there's something rotten . . .« Im übrigen ist ihm alles gleichgültig, er glaubt, was Krieg oder Frieden betrifft, an nichts Bestimmtes und sagt nur: Alles ist Schicksal!

171. Tag

Sonntag, den 23. Juli

Der deutsche Seemann verschwand sehr schnell. Er braucht hier nicht monatelang zu sitzen, nein, und darauf zu warten, bis seine »Sache behandelt wird«, wie norwegische Gefangene es in der Regel tun müssen. Drei Monate sind ganz üblich. Es können auch fünf oder mehr werden. In Verbindung damit spielt es gar keine Rolle, ob man sich unschuldig fühlt. Einer, der hier in D. 35 gegessen hat, war in einem Billardsalon verhaftet worden — er hatte keine Ahnung, warum. Hier saß er fünf Monate. Dann wurde er nach Grini geschickt.

172. Tag

Montag, den 24. Juli

Der Kalfaktor ist recht bald in das alte Geleise zurückgekehrt. Mit den drei, vier Extrarationen während der ersten beiden Tage nach der Hungerstrafe hatte es sein Bewenden.

Jetzt ist endgültig Schluß damit, und seiner Miene nach zu urteilen, ist Seine Hoheit eher ungnädig gestimmt. Das ist ein ziemlich unverschämter Bursche, dieser Kalfaktor. Auf Grund seiner Unhöflichkeit ist er allgemein unbeliebt. Er kameradisiert ganz offensichtlich und gröblich mit den deutschen Wachen.

Ich will nicht mehr Platz auf ihn verschwenden. Ein Scheißkerl ist das, nichts weiter.

Montag nachmittag

Unser Zusammenleben ist frei von jedweder Sentimentalität. Wir nehmen unser Schicksal ruhig und gleichgültig hin — ja, eben gerade: gleichgültig. Hier gibt es auch keine Andeutung einer »Ich-opfere-mich-Stimmung« mit daraus folgernden Halleluja-Hoffnungen . . . (Abgebrochen).

P. S.

Dienstag morgen

Diesem Blatt war ein ganz anderer Inhalt zgedacht gewesen. Etwas »Würdiges« ging in die Binsen. Was blieb, war diese Lappalie.

173. Tag

Dienstag, den 25. Juli

In C. 5 befindet sich seit gestern ein höchst zelebrer Gefangener. Die norwegische Bedienung in den Korridoren wurde in die Zellen verbracht, als er ankam. Niemand durfte ihn sehen. Er wird von Deutschen versorgt und ist völlig isoliert. Ich wette, das ist eine Nazigröße.

Im Korridor im ersten Stockwerk stand gestern eine Menge Gefangener mit großem Gepäck aufgestellt. Nach allem zu urteilen, waren das Häftlinge, die nach Deutschland deportiert werden sollten. Es war traurig, das mit anzusehen.

174. Tag

Mittwoch, den 26. Juli

175. Tag

Donnerstag, den 27. Juli

Glück und Gunst!! Gunst und Glück!!

Nichts Böses wird geschehen.

Der Würfel ist für mich gefallen und zeigte sechs Augen!!

Gloria für mich! Der Bosheit des Klabautermanns Halt geboten.

Drei in der Hand und *drei* im Geiste gebannt.

Drei 3—3—3—drei

Drei.

Donnerstag nachmittag

Mein »geistlicher Zustand« würde viele enttäuschen. Ich denke dabei vor allem an Vater und andere »Gläubige« in meiner Familie. Meinen Tagebuchblättern aus der Einzelzelle würden sie wohl ungefähr folgende »Argumente« entnehmen: Da sieht man's! Im Leiden und in der Angst — da fandest du den Weg zu *Gottes* Erlösung. Jetzt, da du glaubst, die Gefahr sei vorbei — jetzt machst du das Ganze zu Menschenwerk, zu Psychologie und »Zufälligkeit« und verleugnest den Gott, vor dem du damals mit flehentlichen Tränen die Knie gebeugt hast.

Für mich ist die Einzelzelle eine Erfahrung. Das war religiöse Entscheidung, endlich einmal! Sie lehrte mich vor allem anderen, daß »das Religiöse« ausschließlich emotionell ist. Es

ist weder eine Sache des Denkens noch des Wollens. Es ist *Gefühl* — das vom Bedürfnis geschaffen wird. Erziehung und Tradition legen gewisse Glaubensformen fertig an, und diese werden auf Grund der emotionellen Werte, welche sie begleiten, aufgenommen. Ich möchte annehmen, daß etwas »Religiöses« sich auch in einem Individuum ohne religiöse Erziehung in einer Gemeinschaft ohne religiöse Erfahrungen abspielt. Wir sehen ja, daß die Geschichte Beispiele dafür erbringt.

Das Bedürfnis nach »Erlösung« wird von Angst und Leiden erzeugt und hat die rein irdische Erlösung vor Augen. In der Not, in der Gewalt des Feindes, taucht der Gedanke an eine »höhere Macht« als die des Feindes mit einer Kraft und Selbstverständlichkeit auf, die aus dem Selbsterhaltungstrieb und dem Verteidigungswillen abgeleitet sind. Diese naturgegebenen Elemente der religiösen Mentalität werden in einem System der theologie — der Weisheit von Gott oder Göttern — rationalisiert. Die Rationalisierung wird mit der ganzen Logik, über welche das Individuum oder die Gattung verfügen, durchgeführt. Sie repräsentieren eine Zeitlang die geistige Erfahrung der Gattung auf vollgültige Art und Weise. Was die orthodoxe christliche Theologie betrifft, ist diese Zeit schon lange vorbei. Sie konnte über das Gemüt der Menschen siegen, weil das Menschengeschlecht noch nicht den magischen Kreis des Wunschdenkens gesprengt hatte.

Jetzt aber ist er gesprengt. Rein verstandesmäßig wußte ich das *schon früher*. Jetzt aber ist die Sache auch als »*Herzensanliegen*« geklärt. Intellektuell und emotionell findet die Sache — die religiöse Frage — folgende »Lösung« oder Antwort: Wer sucht, findet sich selber. Er findet seine eigene Angst — seine Hilflosigkeit unter der Gewalt des Feindes und sein »himmelstrebendes« Verlangen nach Erlösung von Angst und Tod und Leiden. Der, der mich (ihn) von diesen »bösen Mächten« befreien kann, ist wahrhaftig »Gott«. Derjenige, der diese Gedanken und Gefühle von mir mortifizieren kann, ist wahrhaftig auch »eine Großmacht«.

176. Tag
177. Tag

Freitag, den 28. Juli
Sonnabend, den 29. Juli

Den »Kindermörder« nennen wir eine von den Wachen. Er und der »Rote« brockten uns die Hungerstrafe für das Kartenspielen ein.

Seit der Zeit ist er völlig unmöglich. Er ist frech, pöbelhaft und voller Bosheit. Gestern war er wieder bei uns drinnen und blies sich auf. Er entdeckte, daß auf einem Regal etwas Staub lag, und war schnell bei der Hand mit dem Schimpfwort »Schwein«. Es hat keinen Zweck, zu protestieren oder etwas erklären zu wollen. Dann ist es nicht mehr weit bis zur Hungerstrafe. Man hat uns in dieser Woche schon zweimal damit gedroht. Nun muß ja doch jeder begreifen, daß es in dieser Gefängniszelle, die ganz einfach nicht gelüftet werden kann, weil das »Fenster« ein Luke hoch oben unter der Decke mit einer schrägstehenden Abschirmung davor ist, nur so von Staub wirbelt. Selbstverständlich wischen wir Staub, so gut wir nur können, aber das hilft wenig. Der Staub ist nun einmal da, und wir können ihn nicht wegbekommen. Selbstverständlich weiß der Kindermörder das auch. Trotzdem nennt er uns »Schweine«. Schön — das ist eine Kleinigkeit, aber sie ist so typisch für »das System« hier, daß sie ihren Platz verdient.

Das Typische ist, daß wir kein Recht haben — nicht einmal das Recht der einfachsten Anständigkeit.

178. Tag

Sonntag, den 30. Juli

Hitlers geheime Waffen spuken in den Köpfen der Deutschen. Der deutsche Seemann, der uns hier eine französische Visite abstattete, redete von ihnen, und »Großvater« hat Propaganda für sie gemacht. Die kommen jetzt zum Einsatz und werden den Krieg innerhalb von drei Monaten entscheiden — sagt er. Die Art und Weise, wie er davon spricht, beweist, daß er nicht daran glaubt. Nun ja, die Deutschen reden soviel Unsinn . . . »Die Rote Armee ist geschlagen. Es verbleiben nur noch Säuberungsaktionen . . .« Der Atlantikwall ist unbezwinglich usw. usw.

Hitlers geheime Waffen gehören in diese Klasse, glaube ich.

Der Optimismus auf seiten der Norweger im Gefängnis, was das Kriegsende betrifft, ist ungeheuer. Es wird im Laufe der nächsten zwei Monate erwartet! Dann werden die Tore der Freiheit sich für uns auftun! sagt die V-Post. Es ist klar, daß es verführerisch ist, an solch ein Evangelium zu glauben, aber es gibt ja ziemlich viele unsichere Faktoren in diesem Produkt aus »Vermischtes« und Wunschträumen.

Gestern kam ein Neuer zu uns nach D. 35. Er sagt, »die Leute glauben«, der Krieg sei nach *einem* Monat zu Ende. Ich glaube nichts, aber ich hoffe, daß das Ende noch in diesem Jahr kommt. Und diese Hoffnung ist wohl nicht so ganz un begründet. Kfr. Arne Ordning.

Es ist der Nachmittag des 31. Juli. Die anderen drei in D. 35 liegen auf dem Fußboden und schlafen. Der Neuankömmling wälzt sich unruhig und schreckt bisweilen hoch. Er ist ein tüchtiger, ruhiger Junge von zwanzig Jahren, der heute in seinem ersten Verhör gewesen ist. Man hat ihn nicht geprügelt, aber die Peitsche lag bereit. Man hat ihn fürchterlich angeraunt, und er mit seinen zwanzig Jahren ist begreiflicherweise ein bißchen aufgeregt. Seine Sache ist im Grunde genommen gar keine Sache. Er war zu einem Ferienbesuch bei einem Onkel, und es ist möglich, daß seine Sache sich auf diesen Onkel bezieht. Das weiß der junge Mann nicht, und ebensowenig, was solch eine Sache in casu bedeutet.

Er herrscht abermals Kriegszustand zwischen 5984 und mir. Ich meine, ich habe getan, was man billigerweise von mir verlangen kann, und noch mehr, um Unfrieden zu vermeiden. Aber das ist auf die Dauer unmöglich. Reidar Olaf Erichsen ist ein ausgemachter Vagabund, dessen Vagabundenmanieren jeden ordentlichen Menschen dazu bringen müssen, die Geduld zu verlieren. Es gehört nichts dazu, ihn in Affekt zu versetzen, und dann schüttet er seinen Gossenjargon über einen aus und legt los mit einer »Logik«, die einem Achtjährigen ansteht. Er behauptet drauflos und weiß einen Augenblick später nicht mehr, was alles er behauptet hat. Seine »Argu-

mente« bestehen aus abgewandelten Analogien dieser Art: »Du behauptest, ich sei grob und unverschämt. Ergo mußt du der Auffassung sein, du selber seiest soviel besser und feiner als andere.« Erichsen begreift nicht, daß das ergo dieses Arguments nicht gültig ist, und er merkt nicht, wie er sich den Gebrauch des Wortes ›andere‹ anstatt ›ich‹ erschleicht (wenn nun das Argument überhaupt Gültigkeit besäße!). Eine Reihe von solchen Fehlern bringt sehr schnell alles durcheinander. Im übrigen aber sind Argumente für ihn von völlig untergeordneter Bedeutung, beziehungsweise völlig bedeutungslos. Er verwendet statt dessen Schimpfworte. Seine Schimpfworte sind ungewöhnlich grob, aus den Kloaken des Sexualismus und des Exkrementalismus geholt. Sie werden begleitet von Androhungen »blauer Augen« und daß er einem »das Maul verkleben« würde und dergleichen. Flüche sind der Zement in diesem Gebäude von Primitivismus und Sexualismus. Ich habe vieles von diesem Paria ertragen. Ich habe genug getan, um ein gutes Verhältnis mit ihm aufrecht zu erhalten. Ich will nicht mehr. Ich schweige.

181. Tag

Mittwoch, den 2. August

Der Halbjahrstag meines Gefängnisaufenthaltes ist der 4. August, also am Freitag. Ich hätte zu diesem Tage gerne eine »Bilanz« gemacht. Darin hätten Gewinn und Verlust bei den Erfahrungen und beim Nachdenken während der vergangenen sechs Monate vorkommen sollen. Sie hätte ein Ergebnis in Gestalt eines Ja oder eines Nein zu einigen wichtigen Fragen erbringen müssen.

Aber daraus wird nichts. Zu dergleichen finde ich hier nicht die Ruhe. Hier leben jetzt vier Mann auf zehn Quadratmetern. Die Sommerwärme erfüllt dumpf und schwer die Zelle . . . und ich besitze nicht die innere Spannkraft, die dazu gehört.

182. Tag

Donnerstag, den 3. August

Das Verzagen an mir selber und am Menschen im allgemeinen ist im Laufe meiner Gefängniszeit stark vermehrt wor-

den. Was ich sehe und was ich höre, zeigt mir klar und deutlich, daß wir in einer Wildnis von Infantilismen umhertappen. Große, mächtige Männer mit Mützen und Tressen und Litzen und Winkeln machen Jagd auf ein Stückchen Holz, einen Bleistiftstummel, ein Fetzen Stoff. Sie regen sich entsetzlich auf über winzig kleine Dinge, die sie zu »Haupt- und Staatsaffären« aufblasen. Das ganze ist völlig lächerlich, und gegen den Hintergrund von Massenvernichtung und -zerstörung gesehen, wirkt es *irrsinnig*, sich um ein Stückchen Holz zu bekümmern, wenn ganze Reiche in Schutt und Asche gestampft werden — weil die Eitelkeit sich an das Stückchen Holz klammert; das ist echt menschlich und verächtlich.

Viele von meinen Gedanken beschäftigen sich gegenwärtig mit dem Gehaben des Menschen überhaupt hier in der Welt. Solche Gedanken müssen notwendigerweise sehr pessimistisch ausfallen. Das Gehaben des Menschen ist im Großen gesehen unvernünftig und unmoralisch. Das Individuum ist hilflos der Herrschaft der Horde preisgegeben, und die kennt nur die Bezeichnungen Schwarz oder Weiß. Und diese Polarisierung der Begriffe und Gefühle ist die übliche Reaktion des Menschen auf die Wirklichkeit.

183. Tag

Freitag, den 4. August

Heute ist es ein halbes Jahr her, daß ich hierher kam. Es ist eine lange, schwere Zeit, die vergangen ist. Ich vermag all dem Schweren dieser Zeit keinen gesammelten Ausdruck zu geben.

Es ist in eine Reihe von Erinnerungen an Demütigungen und Entbehrungen aufgelöst. Der einzige gesammelte Ausdruck, den ich finden kann, ist das Wort

Geduldsprobe.

Das ist es natürlich gewesen, aber das Wort sagt wenig. Es hält nicht die Erinnerung an so viele Morgen wie diesen fest: wenn wir aufgestanden sind in einer engen und dumpfen Zelle, wenn wir unsere bescheidenen zwei Scheiben Brot gegessen haben, wenn die Uhr halb sieben ist und wir nichts anderes haben, dem wir entgegensehen können, als einen müßigen, inhaltslosen Tag. Diesen vielen, langen, leeren Stunden will ich heute gern das erste kleine Gedenken weihen.

Das andere mag der kurzen Erwähnung des *Entbehrens* geweiht sein. In meinen »pensées« wird man wenig über dieses Thema finden. Und trotzdem wird man wohl Grund haben zu fragen: Entbehrt denn dieser Mann seine Frau nicht, da er sie beinahe nie erwähnt? Die Ursache ist recht und schlecht die, daß Schweigen schlimm ist, aber daß vom Entbehren *zu sprechen*, dies zehnmal schlimmer macht.

184. Tag

Sonnabend, den 5. August

Es geschieht mir oft, daß ich des Nachts mit einem Herzklopfen erwache – mit einem Stich im Herzen und einer instinktiven Bewegung mit dem Arm nach der Seite hin.

Das ist *das Entbehren*, und das kleine Wort, das mir über die Lippen kommt, ist immer das gleiche: »Ach ja, . . . Bella!« Dieser Herzensseufzer muß alles ausdrücken.

Ich kann das nicht in vielen sentimentalischen Wendungen ausdrücken. Es tut weh. Ich vermeide es, an das zu denken, was ich entbehre, und deshalb bleibt sie unerwähnt – wie oft auch ihr Bild und die Erinnerungen an sie vor mir auftauchen.

185. Tag

Sonntag, den 6. August

Der schwerste Teil der täglichen Bürde ist gegenwärtig Erichsen. Stunde auf Stunde erfüllt er die Zelle mit seinem rohen und dummen Gerede. Es ist unmöglich, zu sagen, ob er mehr dumm oder mehr roh ist. Nachdem ich aufgehört habe, mit ihm zu sprechen, ist er schlimmer als je zuvor. Sein rohes Geschwätz ist ganz abscheulich. Am liebsten spricht er über Scheiße. Wenn er ein richtig unflätiges Gerede von der Sorte zustandebringen kann, jault er förmlich vor Freude und wirkt ganz einfach geisteskrank. Sein Gerede und seine Geschichten von Frauen sind ganz einseitig und gehen nur auf eins aus: das rein Geschlechtliche. Eine Frau ist nach Erichsens Auffassung nichts anderes als etwas, wohinein man »seinen P . . . rammen kann«, wie einer seiner Lieblingsausdrücke lautet. Überhaupt spricht er niemals von *einer Frau*. Die Bedeutung dieses Wortes versteht er überhaupt nicht.

Wenn es sich darum handelt, den brutalen Geschlechtstrieb zu befriedigen, scheut er kein Mittel. Kein Objekt scheidet für ihn aus. Sechzig Jahre alte, dreckige Negerweiber können dazu gebraucht werden und sind gebraucht worden. Zwischen einem verhurten, alten, verdreckten Negerweib und einem frischen, unberührten, jungen norwegischen Mädchen besteht für ihn kein Unterschied. Beide sind V, und es kann gut geschehen, daß das Negerweib vorgezogen wird, weil »sie eine so aasig gute V hatte«. So beschreibt er mit vielen glitschigen Einzelheiten die Geschlechtsorgane der Huren und »Flammen«, mit denen er zu tun gehabt hat. Und dazwischen kommt dann sein übersexuelles Jaulen. Es kann vorkommen, daß er sich auf den Fußboden legt und anfängt, unanständig zu zappeln und vor Brünstigkeit *schreit*. Seine Taktik gegenüber Frauen, die nicht hurenhaft genug sind, ist gemein. Er schwört ihnen hoch und heilig, er sei in sie vernarrt. Er verspricht alles, er bringt es fertig, die Trauung beim Standesamt zu bestellen, um den Zweifel an seinen ehrlichen Absichten zu überwinden. Hat er dann sein Ziel erreicht, treibt er die Komödie so lange wie nur möglich weiter. Und sieht er keinen Ausweg mehr, dann verschwindet er spurlos. Er stößt ein rohes Gelächter aus, wenn er dergleichen erzählt. Er erklärt offen, sein Ideal sei, so zwei-, dreihundert Frauen hierzulande »aufsitzen zu lassen«, um dann zu verschwinden. Der Mann ist, wie man wohl begreifen wird, absolut »nicht gescheit«. Er ist ein unzivilisiertes Tier, das nur an eine Stelle gehört — nämlich ins Gefängnis.

186. Tag

Montag, den 7. August

Die beiden Jungen hören sich Erichsens erotisches Eselsgeheul mit einer gewissen Neugier an, obwohl beide eine gesunde und natürliche Scheu haben, wenn sie von ihren Erlebnissen erzählen. Ich habe Erichsens Schweinereien lange genug ertragen. Bei den Gelegenheiten, da ich ihm sein grobes Gerede verwies, habe ich seinen ganzen schweinischen Wortvorrat über mich bekommen und war völlig betäubt davon.

Deshalb gab es für mich nur ein wirksames Schutzmittel: Schweigen. Und *das* wende ich an.

187. Tag

Dienstag, den 8. August

Erichsen ist kein politischer Gefangener, selbstverständlich nicht, könnte man sagen. Er muß hier wegen Saufereien und Ordnungsvergehen auf verschiedenen deutschen Arbeitsstellen sitzen — er hat sich während der ganzen Okkupationszeit nur rein deutsche Arbeitsstellen ausgesucht. Was ihn dazu bewogen hat, war ausschließlich die Jagd nach Geld zum Saufen und zum Huren. Er hat Heuer auf Schiffen im deutschen Küstenverkehr angenommen, er hat in den deutschen Werkstätten in Akerhus und in Nyhavn in Trondheim gearbeitet. Zuletzt war er Chauffeur beim NSKK, der Transportorganisation der deutschen Armee, mit Freiwilligen aus den okkupierten Ländern als Fahrern. Dahin hatte er sich gemeldet im Vertrauen auf die schönen Versprechungen, was gute Bezahlung und glänzende Arbeitsbedingungen anbelangt. Er wurde enttäuscht. Beim NSKK herrscht strenge militärische Ordnung. Die »Arbeitskleidung«, die den Bewerbern versprochen wurde, war schlicht und einfach eine Uniform. Auf der Fahrerschule in Svelvik lernten sie auch, nach den Kampfliedern der Nazis zu marschieren, und gebrauchten den Deutschen Gruß. Der Höhepunkt war die feierliche Vereidigung auf Hitler!! Erichsen hat Hitler mit Hand und Mund Treue geschworen. Aber er sei ein ebenso guter Norweger wie ich — sagt er und wird wild vor Raserei, wenn ich etwas anderes andeute.

188. Tag

Mittwoch, den 9. August

189. Tag

Donnerstag, den 10. August

O. B. ist weg. Wir wissen nicht, ob er freigelassen oder nach Grini geschickt worden ist. Jetzt sind wir wieder zu dritt in D. 35: B., Erichsen und Moen. Von E. habe ich genug gesagt. Ich halte die Sprechblockade ihm gegenüber aufrecht und habe dadurch den großen Vorteil, vor seinen Grobheiten geschützt zu sein. B. sagt nicht viel, also wird es wohl recht still. Aber — es kommt bestimmt bald wieder ein Vierter.

Ich muß in der Erinnerung besonders häufig zur Einzelzelle und der Zeit der Victoria Terrasse zurückkehren. Mit unbeschreiblicher Wehmut gedenke ich der Angst und der Tränen und der beinahe wilden Entschlossenheit, zu einer geistlichen Wiedergeburt zu gelangen. Von dieser Wiedergeburt – oder Bekehrung, wenn man so will – träumte ich, und nach ihr sehnte ich mich als nach einer großen Erneuerung meiner seelischen und leiblichen Kräfte zu Wachstum und Wohlergehen. »Jetzt oder nie!« sagte ich und schrieb ich und *betete* ich. »Der große Gewinn« glitt mir aus den Händen. Was dieser Spannung folgte, wirkt unheimlich banal und niederschmetternd. Ich sage zu mir selber: Du hast Fiasko gemacht. Was ich damit meine, ist wohl nichts anderes, als daß ich enttäuscht bin. Diese Enttäuschung betrifft am stärksten mich selbst und meine Eigenschaften und Fähigkeiten. Aus Schlacken wird kein Gold geschmolzen. Alles endet in diesem alten, verbrauchten, menschlichen »man muß sich durchschlagen, so gut man kann«. Pfui Teufel! Man gebe mir ein echtes Strindbergsches Inferno!

Ich habe hier im Gefängnis häufig in Rede und »Schrift« darauf hingewiesen, der ganze psychologische und historische Hintergrund zeige, daß Religion Menschenwerk und nichts anderes ist. Ihre »Wahrheiten« entbehren aller Kennzeichen der Objektivität: Kausalität, Meßbarkeit und Wiederholungsfreiheit.

Genau so verhält es sich mit der »Wahrheit« in dem eigentlichen religiösen Grundphänomen: Gottes Wirken im Menschen. Das vollzieht sich nicht nach einem Gesetz, dessen Wirkungen können nicht gemessen, und es kann nicht zum Gegenstand verifizierender Experimente gemacht werden.

Die Behauptung der Religion: es existiere ein »Gott« außerhalb des Menschen, und dieser Gott sei mächtig, ja allmächtig, in seinem Wirken im Menschen und in der Natur – diese Behauptung kann also mit keiner der uns bekannten Beweismethoden bewiesen werden. Der Intellekt hat hier eine ungeheuer starke Ausgangsposition. Er legt seine Grundregel

vor: der Beweis obliegt dem, der die Behauptung aufstellt. Bis jetzt ist der Beweis ausgeblieben.

Den Gegenbeweis erbringt unsere ganze Natur- und Menschenkenntnis. Klarer als irgendeine Zeit vor uns sehen wir, daß der alte Jehovah nicht der Meister des großen Werkes ist, und ebensowenig irgendeiner seiner Nachfolger.

Die Geschichte Gottes zeigt uns vielmehr, daß er in vielen Formen *vom Menschen* erschaffen worden ist. Er hat viele Namen, aber nur eine Aufgabe: Träger des menschlichen Schuldbewußtseins, der Angst und der Wünsche zu sein.

Er gehört der magischen Welt an. Noch einmal: Gott ist ein Produkt der Wunschträume des Menschen. Das ist die ultima ratio in den Diskussionen um Gottes Existenz und Wesen.

Warum beschäftige ich mich hier so weitläufig mit dieser abgenutzten Frage? Ich habe sehr gute Gründe dafür. Ich muß mit der Möglichkeit rechnen, daß mein Leben auf dem Spiel steht. Auf jeden Fall gehen mir viele bange Ahnungen durch den Sinn, wenn ich an die Unbarmherzigkeit des Gegners und die Raserei denke, welche die letzte Phase des Krieges prägt. Da muß auch ich »mein Haus bestellen«. Aber wenn auch das Exekutionskommando auf mich wartet – ich kann mir kein »Credo« abzwängen. Ich versuchte das in der äußersten Not in der Einzelzelle.

Es war vergebens!

190. Tag

Freitag, den 11. August

Nichts Böses wird mir widerfahren!

Dieses Wort hat Macht!!

Wenn über Religion diskutiert wird, kehrt beständig dieses »Argument« wieder: Es ist klar, daß derjenige, der an Gott glaubt, es gut hat. – Von den Einfältigen wird dieser Es-gut-haben-Zustand als *Beweis* für die Wahrheit der Religion genommen. Der »klügere Kopf« stellt die Sache häufig so dar: Wir können die Behauptungen von der Existenz Gottes weder beweisen, noch den Gegenbeweis führen. Für den Gläubigen existiert er. Wir können die Behauptung des Gläubigen, daß Gott ihn tröstet und ihm hilft, nicht bezweifeln.

191. Tag

Sonnabend, den 12. August

An das zu denken, was *war*, tut sehr, sehr weh. Es ruft ein zehrendes Vermissen hervor — ein beinahe unbeschreibliches Gefühl, man müßte . . . irgend etwas . . . dies oder jenes . . . Es ist, als wirbelten Leib und Seele in der leeren Luft. Es endet mit einem Seufzer: Ach . . . Bella! . . . Bella! Oder mit einer Reaktion der Abwehr: Was ist der Anlaß für . . .? Was vermißt du am meisten? Fragt mich nicht! Alles ist einmal an der Reihe. Geistige und körperliche Entbehrungen stehen in Konkurrenz miteinander. Aber gerade heute . . . Eine freundliche Hand . . . ein Wort . . . »Ich liebe dich!« A dieu!!

192. Tag

Sonntag, den 13. August

Nichts Böses wird mir widerfahren!!!
Dieses Wort hat Macht.

Das Essen hier in Nr. 19 ist ein Kapitel für sich. Es trifft ausgezeichnet darauf zu, wenn man sagt: Wenig, aber gut. Leider sind die Kartoffeln schlecht, ja sehr schlecht. Während der letzten anderthalb oder zwei Monate haben wir nur verfaulte oder halbverfaulte Kartoffeln gegessen, und wenige waren es außerdem. Als *schlechtes* Essen kann ich eigentlich nur ein paar magere Winterheringe erwähnen. Verdorben im eigentlichen Sinne ist der Hering nicht, aber es ist das Schlechteste, was man uns gibt. Sonst ist das Essen hier wirklich gut. Ich wage ruhig zu behaupten, daß der gemeine Mann in der Stadt nicht besser lebt als wir in Nr. 19. Der Fehler ist, daß wir zu wenig zu essen bekommen. Wir hungern nicht gerade in der drastischen Bedeutung des Wortes, aber wir sind häufig halb hungrig und niemals richtig satt. Trotzdem glaube ich nicht, daß wir unter eigentlicher Unterernährung leiden.

Einen Gewichtsverlust aber wird es wohl geben. In dieser Woche will ich, was die Kost betrifft, auf Einzelheiten eingehen.

Die Beköstigung

Frühstück: Wie gewöhnlich, $2\frac{1}{2}$ Scheiben Brot, einen Becher warmen Kaffee. Vormittag: Tran.

Mittagessen: Eine Portion Hafergrütze im Blechnapf. Eine gewöhnliche Portion Grütze entspricht einem tiefen Teller bis ungefähr zur Hälfte gefüllt. Zur Grütze bekamen wir jeder einen Dreiviertelbecher Magermilch und zehn Gramm Butter. Eine Stunde nach der Grütze bekam jeder von uns vier frische, warme Kartoffeln. Mit etwas Salz schmeckten die gut. Sie waren nicht besonders groß, aber sie gaben dem bescheidenen Mittagessen doch einen gewissen Halt.

Später am Nachmittag bekamen wir etwas, was man recht und schlecht als Näscherei bezeichnen muß. Das war eine kleine Portion von einer Art Kompott, das herrlich nach Äpfeln und Eiern schmeckte!! So etwas hat es schon ein paar Male früher in meinem halben Jahr hier gegeben. Dasselbe gilt für den Aufschnitt, den wir ein wenig später am Nachmittag bekamen: *gekochten Schinken!* Den haben wir schon einmal früher bekommen, ich glaube, es war zu Ostern. Es gab nicht viel, aber von gutem Geschmack, und genug zur Brotration am Sonnabend abend und am Sonntag morgen. Zum Abendbrot am Sonnabend bekamen wir dann die übliche Brotration mit Butter und einem Becher warmer Milch, mit Milchpulver angerührt. Dieser Sonnabend war in kulinarischer Hinsicht ungewöhnlich reichhaltig. *Am Sonntag* bekamen wir zum Frühstück eine doppelte Brotration, also vier Scheiben und einen ganzen Knust. Es geschieht selten, daß wir mehr Brot als üblich bekommen. Sonntag mittag gibt es immer Labskaus — Fleisch kann man darin nicht entdecken — und einen Becher Rhabarbersuppe. Das war sehr kümmerlich.

Am Sonntag abend gab es die übliche Brotration und einen Becher Kaffee. Das Brot hier ist sehr gut.

Die Kost am Montag: Übliches Frühstück um sieben Uhr. $2\frac{1}{2}$ Scheiben Brot. Einen Becher Kaffee. Zehn Gramm Butter. — Um 10 Uhr: Tran.

12 Uhr: Mittagessen — zwei mittelgroße Winterheringe. Vier mittelgroße Kartoffeln. Ein recht kleines Stück Fischpudding und einen Becher Kohlsuppe.

4 Uhr: Eine Portion Grütze, aus Wasser und Kriegsmehl gekocht. Einen Becher saure Milch (nicht Magermilch).

5 Uhr: Eine Scheibe Brot. *Zehn Gramm Butter*. Zweimal in der Woche bekommen wir zum Abend Grütze und eine Scheibe Brot. An allen übrigen Tagen die gewöhnliche Brotration.

193. Tag

Montag, den 14. August

Nichts Böses wird mir widerfahren!!
Dieses Wort hat Macht!!

O. B. aus R. ist zwanzig Jahre alt und Schweißer in der N.'schen Werkstatt. Er wurde verhaftet, weil er zwei »Belgiern« und einer norwegischen Dame dabei geholfen hat, nach Schweden zu fliehen. Er ruderte sie über den Öieren. Die beiden »Belgier« erwiesen sich als Gestapisten. Sie stellten sich beim Verhör mit B. ein, taten so, als kennten sie ihn gar nicht und erpreßten von ihm die Erklärung von den beiden »Belgiern«. B. sitzt hier also als Opfer einer reinen Provokation. Die Dame gehörte zur N. S.* in Lilleström.

194. Tag

Dienstag, den 15. August

Nichts Böses wird mir widerfahren!!
Dieses Wort hat Macht!!

Es ist wohl erlaubt, ein wenig unter seinem Joch zu stöhnen. Man muß einem geplagten Manne nachsehen, daß er die böseartigsten Einfälle des Schicksals verflucht. Dieser NSKK-Bursche hier ist wohl etwas vom Verdorbensten, was aus natürlichen Anlagen und schlechter Erziehung zustande kommen kann. Jetzt hat er sich zu allem hinzu noch einen entsetzlichen Ausschlag zugelegt – und ist äußerlich ebenso verdorben und rüdig wie inwendig. Der Ausschlag ist nicht ansteckend. In milderer Form hat er ihn schon seit Monaten gehabt. Jetzt aber hat er sich über den ganzen Körper ausgebreitet und hat eitrige Wunden in den Armhöhlen und zwischen den Beinen erzeugt. Wie er selber von den Be-

* N. S. = »National Samling«, die nationalsozialistische Partei Quislings.

schwerden und den Schmerzen spricht, ist unerträglich. Fortwährend redet er davon, »es brenne ihn so beschissen im . . .«. »Ich muß diese aasigen, wunden Weichteile ein bißchen lüften.« Und er lüftet sie, steht in einer entsetzlich unanständigen Stellung da und schüttelt sich. Das macht das Übel natürlich nur noch schlimmer.

Er hat vom Doktor eine Salbe bekommen. Die hat ein wenig geholfen. Seine Redeweise und sein sonstiges Betragen sind von gewohnter Art. Die Sprache des primitiven Sexualismus' ist so wohlbekannt, daß ich mir wohl das Papier für die Unmenge von Erichsens Ergüssen sparen kann.

Etwas vom Schlimmsten sind seine Lieder, die er fortwährend vor sich hinbabbeln. Hier eine Probe:

»In der V . . . dunkler Wohnung saß ein Kakerlak und spukte Blut, deshalb ist mein P so ruhig« . . . Dann sind die Worte zu Ende, und er singt eine Art Melodie vor sich hin, bis die so einigermaßen auf einen anderen unanständigen Text paßt, der ihm eingefallen ist, z. B.: » . . . saß auf dem Vorderdeck und spukte und schiß« . . . So geht es immer weiter, ohne einen anderen Sinn als das Unanständige.

Die Kost am Dienstag: 7 Uhr: Übliche Brotration. Meine war besonders klein. Drei von den fünf halben Scheiben waren winzig klein — ein bißchen mehr als einen Mundvoll. Zehn Gramm Butter.

10 Uhr: Tran. 12 Uhr: Mittagessen. Eine gewöhnliche Portion Hafergrütze. Zehn Gramm Butter. Einen Becher bläulich-saurer Milch. 2 Uhr: drei warme Kartoffeln. 3 Uhr: Ein Pappschächtelchen dunklen Sirup. 4 Uhr: Zwei Rüben. 5 Uhr: Gewöhnliche Brotration. Zehn Gramm Butter. Einen Becher warme Haferflockensuppe. So richtig ein Von-jedem-etwas-Tag.

195. Tag

Mittwoch, den 16. August

Die Vorboten sind zuverlässig!
Alle Zeichen sprechen mit einer Zunge!
Liberté! Liberté! Liberté!

O. B. ist ein schlichter und netter junger Mann. Er hat keine Schulbildung, aber verglichen mit Erichsen ist er ja die reine

Begabung. Erichsen ist so weit gegangen, daß er um Hilfe dabei bat, ein Papier wie dieses in ein Muster von acht mal acht quadratischen Feldern zu falten. Die Kanten des ganzen Blattes gleich lang und die Quadrate gleich groß zu bekommen, dieses verzwickte Problem überstieg Erichsens Geistesgaben. Er ist fünfundzwanzig Jahre alt.

Um das Bild richtig in Schwarz und Weiß zu vervollständigen, will ich hier eine niedliche kleine Geschichte einfügen. O. B. ist so jung, daß er sich's erlauben kann, bittere Tränen des Unglücks über das böse Schicksal zu vergießen. Gestern war er richtig todunglücklich. Er hat einen besonderen Grund für seinen Kummer. Seine Verlobte ist schwanger. Gestern bekam er von zu Hause ein paar Kleidungsstücke. Es machte sich so, daß ich zu ihm sagte: »So, so, du hast heute also jemand von deiner Familie hier gehabt?« Und diese geringfügige Tatsache: daß sein Vater oder seine Mutter vielleicht dreißig Meter entfernt von ihm gewesen waren, ohne daß er in Verbindung mit ihnen hätte kommen können, machte einen besonders tiefen Eindruck auf ihn. Er weinte gestern sehr viel.

Nach dem Mittagessen legen wir uns für gewöhnlich auf den Fußboden, um ein Auge voll Schlaf zu erwischen. Selbstverständlich ist das verboten, aber die Wachen sehen dabei durch die Finger.

Während dieser Mittagsruhe gestern lag Erichsen und schlief. Ich war wach und hörte, daß B. dalag und weinte. Da stand ich auf und schrieb etwas an die Wand. Wir schreiben mit der Ecke der Zahnpastatube, und das wird ganz deutlich.

Ich tippte B. sachte an und brachte ihn dazu, aufzustehen und zur Wand zu gehen, wo ich auf das zeigte, was ich geschrieben hatte. Er las: »Sei guten Mutes, O. Alles wird für dich zum Schluß gut. Ich habe mehr als ein halbes Jahr tagtäglich Sehnsucht nach meiner Geliebten gehabt. Wir müssen uns damit trösten, daß die Freude des Wiedersehens kolossal groß wird.« — B. las diesen Trostbrief, ging zurück, legte sich wieder hin und weinte weiter. Ich löschte aus, was ich geschrieben hatte. Diese ein wenig indiskreten Zeilen sollen ein kleines Geheimnis zwischen O. B. und mir bleiben.

196. Tag

Donnerstag, den 17. August

Es geht vorzüglich!!

Die Kost am Mittwoch:

7 Uhr: Gewöhnliches Frühstück.

10 Uhr: Tran.

12 Uhr: Sehr schlechtes Mittagessen. Eine kleine Portion Labskaus. Der bestand beinahe ausschließlich aus Kohl und Rüben. Dazu einen Becher Suppe. Die Suppe war ein dünnes Spülwasser, auf verlorenen Erbsen und Unsichtbarkeitsgrütze gekocht.

5 Uhr: Gewöhnliche Abendration. Einen Becher warme Milch aus Milchpulver. Das sind magere Tage.

197. Tag

Freitag, den 18. August

Der »Kinderfresser« kommt vor Hunger um!

Die Kost am Donnerstag:

Gewöhnliches Frühstück. Tran. Roggenklöße — etwas gedämpfter Kohl. Vier Kartoffeln. Haferflockensuppe. Verhältnismäßig gut. Nachmittagsgrütze. Um 5 Uhr ein Stück Brot.

Wir bekamen zum Mittag eine Extraportion zur Verteilung unter uns und eine Portion Grütze. So etwas hat große Bedeutung für uns. Einen Roggenkloß und sechs Löffel Grütze extra — das schafft . . .

. . . einen großen Tag.

198. Tag

Sonnabend, den 19. August

Die Kabbala sagt: Die Summe ist bald gebildet. Drei und Sieben besiegen das Urteil und das Böse wider mich!!

Die Kost am Freitag:

Übliches Frühstück. Tran. Zu Mittag: Hafergrütze, einen Becher saure Milch. Vier kleine Kartoffeln. Von der Hafer-

grütze bekamen wir eine Portion extra — zur Verteilung untereinander, natürlich.

Übliches Abendbrot.

Alles in allem: ein flauer Tag; keiner der schlimmsten, aber einer dieser vielen, vielen Defizit-Tage.

Heute ist Sonnabend. Da pflegt es für gewöhnlich etwas extra zu geben. Wir wollen es abwarten . . .

199. Tag

Sonntag, den 20. August

Kassandra wird das Nachsehen haben!

Das Menü des Sonnabends:

Gewöhnliches Frühstück. Tran. Zu Mittag: Geräucherter Fisch in weißer Sauce. Sechs Kartoffeln. Einen Becher Saftsuppe, auf leeren Saftflaschen gekocht.

Gewöhnlicher Abend. Extra: Pro Mann ein Stück Ziegenkäse.

Ich schließe die tägliche Übersicht über unsere Kost ab. Die hier geschilderten acht Tage geben ungefähr den Durchschnitt wieder. Alles kann man zusammenfassen in dem schon früher aufgestellten Satz: Das Essen in Nr. 19 ist gut, ja zum Teil sogar sehr gut — aber wir bekommen zu wenig zu essen.

200. Tag

Montag, den 21. August

Dies ist ein guter und glücklicher Tag!

Diese Deutschen! Diese Deutschen! Sie machen fortwährend Krach. Sie schreien aus vollem Halse, daß man glauben möchte, es brennt — und dann dreht sich doch alles nur um irgendeine unwesentliche Kleinigkeit.

Sie sind beinahe immer wütend oder halb wütend. Sie sind niemals wirklich höflich.

Ihre Ungerechtigkeiten im Kleinen sind einfach nicht zu zählen. Sie ecken an, wo immer es auch nur eine Gelegenheit gibt. *Sie haben verdammt schlechte Manieren.*

201. Tag
202. Tag

Dienstag, den 22. August
Mittwoch, den 23. August

Es geht ganz vorzüglich! Das steht fest.

Meine letzten Worte am Montag wurden sogleich durch ein neues und krasses Beispiel am Montag nachmittag bekräftigt.

Der »Kinderfresser« kam zu uns in die Zelle gestürmt und behauptete, B. habe telegraphiert! B. saß am Tisch und klopfte planlos mit einem Stück Holz darauf herum. Und das war das »Telegraphieren«, das der Gucklochheld beobachtet hatte. Er führte sich mit der gewohnten Unverschämtheit auf. Er brüllte und brabbelte mit rasender Geschwindigkeit ein unbegreifliches Deutsch vor sich hin, focht mit den Armen um sich und drohte mehrere Male, B. zu schlagen.

Dann verschwand er, und B. setzte sich wieder hin und trommelte weiter auf dem Tisch. Selbstverständlich, denn er hatte ein gutes Gewissen, das keinerlei Anzeichen nahenden Unheils gab. By jove! Der Kinderfresser hatte schon wieder sein Auge ans Guckloch gepreßt, und das Unwetter brach von neuem los. Diesmal versprach er uns allen dreien Wasser und Brot. Bis jetzt haben wir noch nichts davon gehört, aber daß der Meistergucker das Ziel verfolgt, D. 35 zum zweitenmal auf Hungerkost zu setzen, daran kann kein Zweifel sein.

Mittwoch nachmittag

Wir haben wieder einmal große Haussuchung gehabt. Zwei Oberwachtmeister marschierten feierlich und gewaltig herein und machten sich daran, nach gefährlichen und verbotenen Dingen zu suchen. Wir selber wurden erst einer Leibesuntersuchung unterzogen und dann hinunter nach Zelle C. 2 geschickt, während die beiden Sachverständigen alles in der Zelle von oberst zu unterst kehrten. Als wir zurückkamen, lag alles in unserer Zelle in wüstem Durcheinander, hierher und dahin geworfen in fürchterlichem Wirrwarr. Sherlock Holmes und Dr. Watson standen mitten in dem Wirrwarr triumphierend mit dem corpus delicti: eine Mütze, vollgestopft mit Papieren, die so beschrieben waren wie diese.

Die Papiere gehörten Erichsen. Er hatte sie in dem Futter seiner Mütze versteckt, und die Mütze hatte er in den Luftschacht des Toilettenkübel-Verschlages hinaufgestoßen. Dort war sie von den Vertretern der Herrenrasse gefunden worden. Die hatten sich nämlich mit einer Stange ausgerüstet, mit der sie in den Luftschacht hinaufstoßen konnten. Mit dieser sinnreichen Methode entlarvten sie Erichsens tückischen Plan, *seine Fremdwörter* zu retten. Die waren nämlich das Dynamit, mit dem Erichsen Nr. 19 in die Luft zu sprengen beabsichtigt hatte. Sie wurden unschädlich gemacht, das heißt: die Papiere wurden in Stücke zerrissen.

»Großvater« hatte seinen Spaß an diesem merkwürdigen Einfall mit den Fremdwörtern. Er fragte Erichsen, was er denn mit denen habe anfangen wollen. »Hast du gedacht, sie aus dem Fenster zu werfen?« fragte er. Er war ehrlich verblüfft, als Erichsen erklärte, er habe gedacht, er könne sie mit hinaus bekommen.

Man merkte, daß wir unter Fremden waren — Barbaros nannten die Griechen sie.

Erichsen wurden drei Tage Wasser und Brot angekündigt, für *seine Frechheit* — was sie nun schon mit diesem Ausdruck gemeint haben mögen?

203. Tag

Donnerstag, den 24. August

Das Netz zieht sich zusammen um meine Feinde!

Alles wurde von den beiden Gangster-Detektiven untersucht. Ein kleines Loch in der Wand im Toilettenkübel-Raum beherbergte einen Glasscherben und zwei winzig kleine Stückchen Stoff. Die wurden gefunden. Erichsens Salbentopf wurde von den beiden mit einem Stäbchen untersucht, ob wir da drinnen etwas versteckt hätten!! Unter dem Schweißband im Hut, in unseren Schuhen, die wir ausziehen mußten, in Schachteln und Tassen und in allen Ecken und Winkeln hoch und niedrig haben die beiden Jagd angestellt — auf Fremdwörter. Sowohl B. als auch ich haben Hosen an, die hinten beinahe in Fetzen zerschlissen sind. Man kann bei uns das nackte Hinterteil sehen. Daran hatten die beiden Ober-ratten ihren hellen Spaß. Der eine von den beiden nahm die

Stange, mit der sie in dem schmutzigen Luftschacht geangelt hatten, und stach sie durch eins der großen Löcher in meinem Hosenboden. Er grinste ironisch. »Großvater« führte B.s Hosenboden dem anderen vor, lachte und fragte B., ob der gedacht habe, so auf die Straße zu gehen. Das war ein deutscher Witz — der einzige, den ich hier gehört habe.

204. Tag

Freitag, den 25. August

Es geht vorwärts für mich!

Wir wurden, wie ich schon geschrieben habe, während der Haussuchung hinunter zur Zelle C. 2 geschickt. Auch das war eine Lehre für uns. Ich sah mit krasser Deutlichkeit, wie *verhältnismäßig* gut wir es in D. 35 haben. Die Zelle C. 2 war ein *fürchterlicher* Aufenthaltsraum. Es war unheimlich dunkel darin, widerwärtig schmutzig und schlecht und recht *kalt*. C. 2 liegt im dritten Stockwerk nach der Grubestraße zu, also direkt gegen Norden. Niemals dringt auch nur ein einziger Sonnenstrahl dahinein. Die Zelle hat auch nur die Fensterfläche, die man von außen sieht, also das Gittermuster.

Das Fenster steht schräg nach innen. Solch ein Fenster haben wir auch in D. 35. Aber hinter dem Schrägfenster haben wir in D. 35 außerdem eine Fensterfläche von ungefähr 100×40 Zentimeter. Die hat undurchsichtiges Glas, gibt aber eine Menge Licht. Füge ich hinzu, daß wir in D. 35 *Sonne* haben, dann wird man verstehen, daß der Unterschied in der Beleuchtung kolossal ist. Dieser Unterschied wird noch dadurch unterstrichen, daß C. 2 entsetzlich schmutzig war, während D. 35 sauber ist. Das betrifft sowohl Wände und Decke als auch das wenige Inventar, das sich in der Zelle befindet: Tisch, Bett, Regale und Schemel. Die ganze Zelle C. 2 war bis zu einem Stadium traurigster Verkommenheit und Armseeligkeit abgenutzt. Eine der Wände war sozusagen nackt — die Farbe war weg. Zusammen mit dem Schmutz wirkte das Ganze so sehr als Schweinestall, daß einem unwillkürlich in den Mund kommt: Pfui Teufel, was für eine Schweinerei! In D. 35 haben wir neulich die ganze Zelle, mit Hilfe von Ata oder Soda auf jedem Quadratzentimeter, aufgewaschen und

gescheuert. (Wir haben nicht eher lockergelassen, als bis wir das tun durften — nicht dazu befohlen und gegen die Querköpfigkeit und Sabotage der Wache, als es darum ging, ein paar Tropfen Wasser extra zu bekommen.) Solch ein Großreinemachen in C. 2 anzustellen, halte ich für undurchführbar. Der Schmutz war dort zu dick und zu festgewachsen. Der wäre auch mit vielen Eimern Wasser nicht zu besiegen.

Alles in allem: von C. 2 nach D. 35 zu kommen, war, wie aus einem Grubenschacht ans Licht emporzusteigen. Ich erinnere mich der Einzelzelle — D. 2. Die lag genau über C. 2. Die war nicht ganz so arg — aber arg genug.

205. Tag

Sonnabend, den 26. August

Nichts Böses wird mir widerfahren!
Dieses Wort hat Macht!!

Sind wir in C. 2, dann sind wir, wie gesagt, im dritten Stockwerk. Aber es gibt zwei Stockwerke darunter, und dort liegen die Zellen von der Art der C. 2 dicht nebeneinander. Im zweiten Stockwerk liegen die Fenster noch ein klein bißchen höher als die obere Kante der großen Mauer, die sich nach der Grubestraße zu hinzieht; kommt man aber in die Zellen im ersten Stock, dann ist es sinnlos, den verbotenen »Blick aus dem Fenster« zu tun. Von dort sieht man auf die Verschläge, welche den Luft-Hof in Frischluft-Zellen unterteilen.

Das ist wirklich ein spaßiger Name für diese Verschläge, in denen wir unsere Lungen mit dem Duft von Abfällen, altem, faulendem Holz und Rattenleichen füllen. Die Verschläge um die einzelnen Zellen herum sind über zwei Meter hoch. Das also ist die Aussicht aus den Fensterluken von A., wie der erste Stock heißt. Ich bin nie in einer Zelle in den Abteilungen A. oder B. (2. Stock) gewesen.

Es ist klar, daß es nach unten zu von einem der Stockwerke zum anderen dunkler wird, und ich kann mir nicht denken, daß die Zellen der Abteilung A. sich stark von denen unterscheiden, die Dunkelzellen genannt werden.

Erichsen hat in eine B.-Zelle hineingeguckt, die nach einer anderen Seite zu liegt — nach dem Hof zwischen Vorder- und

Hinterhaus in Nr. 19. Die war nicht so dunkel wie C. 2, weil an jenem Tage die Sonne schien und die Zelle nach der Sonnenseite zu liegt; aber von den Wänden ging ein kalter Hauch aus, und es war beinahe nur das nackte Mauerwerk übrig. Die Farbe verschwindet ja im Laufe weniger Jahre. Die Wände blättern ab.

Natürlich bin ich froh, daß ich persönlich unter verhältnismäßig guten Bedingungen lebe. Andere haben es schlimmer, ja zum Teil viel schlimmer. Daß ich mir darüber klar bin, bewirkt, daß ich zu mir selber sage: Ruhe und Geduld! Klage nicht über die $7\frac{1}{2}$ Quadratmeter, die in D. 35 unter drei Menschen geteilt werden müssen. Manche müssen dieselbe Fläche zu viert teilen. Schneid keine Grimassen bei dem Gestank, wenn der Toilettenkübel benutzt wird. Andere leben zwischen Wänden, die nicht viel besser riechen.

Rase nicht über das Lüften mit Kohlendioxyd durch die Wagen der Polizei auf dem Hof. Diejenigen, die auf dieser Seite in A. wohnen, bekommen die Holzgasschwaden sozusagen direkt in die Nase, und diejenigen in A., die nach der anderen Seite zu sitzen, haben den modrigen Gestank des Lufthofes als Atmosphäre.

Aber muß sich einem nicht das Herz zusammenkrampfen vor Trauer über all dieses körperliche und geistige Leiden? Entsetzlich ist, daß diese Roheit Jahr für Jahr triumphieren soll!!

206. Tag

Sonntag, den 27. August

In der letzten Zeit hat mich häufiger als früher das Gefühl gepackt, wie *sinnlos* es doch ist, daß wir hier einen Monat nach dem anderen sitzen. So nach und nach höre ich in allen Einzelheiten immer mehr Geschichten, *warum* dieser und jener hier sitzt. Es ist *phantastisch*, was für nichtige Ursachen das meistens hat — wenn es nun überhaupt Ursachen gibt.

In D. 35 sind bis jetzt folgende Fälle bekannt, deren Einzelheiten Erichsen oder mir selber vertraut sind:

A. In einem Billardsalon verhaftet. Hatte keine Ahnung, warum. Saß hier sieben Monate. Späteres Schicksal unbekannt.

B. Kaufte ein halbes Schwein auf der Schwarzen Börse. Fünf Monate hier. Danach Grini.

C. Persönliche Feindschaft mit einem N.S.-Mitglied. Von diesem zum zweitenmal denunziert, er habe gegen die N.S. agitiert. Völlig unbegründet saß er beim erstenmal drei Monate lang in Grini. Saß beim zweitenmal einige Tage hier. Wurde dann ohne Verhör und ohne daß er zu wissen bekam, warum, nach Grini geschickt.

D. Von einem deutschen Soldaten angegeben, er habe geäußert, überzeugt zu sein, daß »Deutschland den Krieg verliert und die Deutschen nach dem Kriege den Genickschuß bekommen«.

Das mit dem Genickschuß hatte er natürlich nicht gesagt. Saß hier zwei Monate. Wir wissen nicht, ob er nach Grini gekommen ist. Wahrscheinlich widerfuhr ihm das, da der Untersuchungsbeamte ihm sagte, »das würde eine langwierige Geschichte«.

E. Ruderte zwei »Flüchtlinge« über den Öieren. Diese waren Provokateure. Hat jetzt einen Monat lang hier gesessen. Ist noch hier.

F. Betrunktheit und Ordnungsvergehen im deutschen Arbeitsdienst, zuletzt beim NSKK. Hat hier jetzt beinahe sechs Monate gesessen. Möge er doch mit sechs Monaten davonkommen!!

G. Der erste ernstere Fall von wirklich organisiertem Widerstand. Waffen mit im Spiel. Also Mil. Org.* Saß hier drei Monate. Kam dann nach Grini.

H. Petter Moen. Illegale Zeitungen. Hat jetzt sieben Monate gesessen.

207. Tag

Montag, den 28. August

An Beispielen außerhalb unserer Zelle habe ich wenige, und ich weiß auch nichts Genaues über sie. Ich habe von fünf, sechs Mann gehört, die hier als Geiseln sitzen. Ihre Haftzeit liegt zwischen sechs, sieben Monaten und anderthalb Jahren. Unter den »Schuldigen« sind, wie es aussieht, die von der Mil. Org. und der Presse in der Mehrzahl. »Verdächtige« gibt es hier auch. Einer hat hier 15 Monate unbegründet »unter dem Verdacht kommunistischer Tätigkeit« gesessen.

* Mil. Org. = etwa Wehrkreiskommando.

Ein Blick auf die Reihen der Gefangenen hier würde jeden überzeugen, daß hier keine »Verbrecher« sitzen. Die Physiognomien von Gefängniskandidaten fehlen hier völlig. Wir sind ganz gewöhnliche »nette Leute«. Wir sind auch keine »Helden« von irgendeinem bestimmten Typ. Nein, es ist »der norwegische Mann in Haus und Hütte«, der hier in der Möllerstraße 19 als Verbrecher behandelt wird — mitten in der Hauptstadt von Norwegen.

208. Tag

Dienstag, den 29. August

Ich habe schon früher erwähnt, daß das Verhalten der norwegischen Korridor-Mannschaft ganz und gar nicht untadelig ist. Sie sind selber Gefangene, führen sich aber häufig wie Gefangenewächter auf.

Der Barbiergehilfe benimmt sich den Deutschen gegenüber so, daß es kriecherisch und schmeichlerisch wirkt. Ich habe ihn in seinem Verhalten den Deutschen gegenüber oft genug gehört und gesehen, um ihn als einen verachtungswürdigen Augen- und Ohrendiener unserer Plagegeister anprangern zu können. Einmal hörte ich, wie er mit einem Wachtposten über einen anderen Hausarbeiter sprach, der auf irgendeine Art und Weise gegen die Hausordnung verstoßen hatte. Da stand der Barbiergehilfe und wiederholte einmal nach dem andern: Selbstverständlich war es eine Dummheit, sich gegen die Hausordnung zu vergehen.

Ich mußte an »den armen Teufel« denken, der um diese Zeit vermutlich in einer Einzelzelle saß und den ein Unrecht brannte, das zu groß gewesen war, als daß er's in sich hätte verbeißen können. Er hatte wohl folgendermaßen gedacht: Diesmal bin ich so sonnenklar im Recht, daß ich auch darauf bestehen können muß. Vergebens! Er hatte vergessen, daß ein norwegischer Gefangener gegenüber den Wachthunden der Herrenrasse kein Recht haben kann — nicht einmal, wenn er behauptete, daß zweimal zwei vier sei. Ich weiß nicht, wie die Sache zusammenhing, aber meine Vernunft sagt mir: ein Mann, der hier schon so lange gewesen ist, daß er zum Hausarbeiter aufrückte, lehnt sich nicht gegen das Gefängnis-Reglement auf, ohne daß Gründe vorliegen, die zum Himmel nach Hilfe schreien.

Der Barbiergehilfe wußte offenbar Bescheid über die Sache. Er hätte Gelegenheit gehabt, mit ein paar erklärenden Worten für seinen Landsmann einzutreten. Tat er das? Nein. Im Gegenteil. Er stand da und plapperte: »Selbstverständlich war es eine Dummheit.« — So etwas nennt man *Verrat*.

Er hält sich an uns Mitgefangenen schadlos. Und da ist es aus mit dem honigsüßen Tonfall, da heißt es »Los! los!« . . . dieses hassenswerte Hundehetzen, mit dem uns die Deutschen treppauf, treppab jagen.

Fragen wir ihn, ob es etwas Neues gebe, dann heißt es: Nein. Oder er gibt überhaupt keine Antwort. Er hat eine Zeitung und weiß, daß ich keinerlei Vergünstigungen habe. Von selber sagt er nie ein Wort zu uns, außer dem abgerissenen: »Mach's gut!«, wenn er nach beendeter Expedition zur Zelle des Barbiers im ersten Stock die Zellentür hinter uns zuknallt. »Jedes Sprechen miteinander ist verboten!« Ja, ja, schön und gut. Wir wissen, daß alles verboten ist, aber er hat mehr als genug Gelegenheiten, das Wesentliche zu sagen, ohne daß für ihn auch nur das geringste Risiko damit verbunden ist.

Ich könnte mir denken, daß er eingeschüchtert ist — und ich will zugeben, daß man seine guten Gründe dafür haben kann, vorsichtig zu sein —, aber ein Mann, der noch seinen Verstand und Instinkt beisammen hat, läßt sich einfach nicht so weit einschüchtern, daß er völlig mundtot wird.

Der Barbiergehilfe hat diese Dinge eben nicht beisammen. Der Bursche heißt A. und ist aus O.

209. Tag

Mittwoch, den 30. August

Noch ein paar Worte über den Barbiergehilfen, um einmal mit ihm fertig zu werden. Wie der Kalfaktor in D. hat er sich einen widerwärtigen, groben Kommandoton gegenüber seinen Mitgefangenen zugelegt. In diesem Ton verkehrt er auch mit den anderen Hausarbeitern. Und dann ist da noch sein Verhältnis zu der kitzligen Frage des Tabaks für uns, die keinerlei Vergünstigungen haben.

Nun soll man nicht meinen, das, wonach wir fragen, sei eine Zuteilung wie auf eine Tabakkarte. Nein, wir haben ihn nur nach einer Prise zwischen zwei Fingern gefragt, nach so viel,

wie für *eine* kleine Zigarette, unter uns dreien geteilt, aufgeht — oder, sagen wir mal, nach einem halben Zentimeter Kautabak. Er bekommt vom Gefängnis eine 50 Gramm-Packung in der Woche und hat wahrscheinlich das Recht, sich auch Tabak von draußen schicken zu lassen. Wenn er nur das Herz danach hätte, würde er diese Krumen, um die wir ihn gebeten haben, in seiner eigenen Tabakschachtel finden. Auf jeden Fall müßte sich das *einmal* im Laufe vieler Monate ermöglichen lassen. Aber das ist nicht geschehen. Erst entschuldigte er sich damit, er habe keinen. Als das nicht mehr ging, sagte er, »ich will das Risiko nicht übernehmen«. Risiko! Erichsen bat ihn einmal um den »Fimp«, wie das in Erichsens Fachjargon heißt, das ist der Stummel der Zigarette, die in unserem Beisein zu rauchen er für passend hielt. Der war vielleicht zwei Zentimeter lang. Erichsen machte ihn darauf aufmerksam, daß er den nicht rauchen würde. Wir haben ja nicht einmal ein Zündholz. Rauch oder Rauchgeruch konnten ihn also gar nicht verraten. Den kleinen »Fimp« wollte er als Priem in die Backe schieben. Aber nein, der Barbiergehilfe konnte diesen Stummel auch dazu nicht abtreten. Man könnte ihn an uns riechen. Solche Kontrollen nach dem Barbieren seien vorgekommen, sagte er.

Er rauchte den Stummel, bis er *einen* Zentimeter lang war — und dann gab er ihn Erichsen zum Schluß doch! Der letzte Strich in diesem Bild ist, daß der frühere Barbiergehilfe immer etwas wegzugeben hatte, und man sagte, es komme von verschiedenen Seiten her. Sind die jetzt plötzlich alle geizig geworden, . . . oder sind sie weg . . . oder . . .??

Die Übersicht über die bedauerlichen Personen und Verhältnisse sei fortgesetzt mit dem *Badegehilfen*. Wir kritisieren ihn — 1., weil auch er kein Krümchen Tabak an uns abzugeben hat, trotz wiederholter Bitten. Auch er wartete uns zuerst mit der Ausflucht auf: Hab' keinen. Sind ja auch so viele, die welchen haben wollen. Später sagte auch er, er wolle das Risiko nicht tragen. Damals weigerte er sich auch, der Mittelsmann bei einer positiven Geschichte zu sein, die wir nach viel Kopfzerbrechen in Gang bringen wollten. Da ging die in den Eimer. Danach versprach er uns, statt dessen etwas Kautabak zu besorgen. Er hat das nicht getan. Resultat: Null Komma Null. — 2. Neuigkeiten. In zwei von drei Fällen sagt er, es gebe keine Neuigkeiten. Beim dritten Fall

bekommen wir eine »Neuigkeit«, die einen Monat oder zwei alt ist. Das ist, soweit ich ihn beurteilen kann, nicht Widerpenstigkeit oder übertriebene Vorsicht. Das ist Unbegabtheit. Er begreift Neuigkeiten nicht. Im übrigen ist er nett und freundlich. Aber positive Hilfsbereitschaft? Nein.

210. Tag

Donnerstag, den 31. August

Die Taube flog aus und kehrte nicht wieder zurück zu unserer Arche. Der Regenbogen leuchtet auf in den Spalten der Wolkendecke. Praise! *Praise! to the invisible king!!*

Will ich nicht leben? Oh! Gott! Ja — ich will leben! Laß die Sonne wieder über einen Weg scheinen, auf dem ich mit meiner Geliebten an meinem Arm gehen kann . . . Ich schlage den Blick nieder vor meinem eigenen Schicksal. Ich verstecke abermals mein wahres Gesicht — rede abermals mit falscher Zunge und — lebe und *will leben*.

Mein 211. Tag in der
Möllerstraße 19

Freitag, den 1. September 1944

Der Zellentelegraph tickte: »Der Krieg ist im September zu Ende.« Was bedeutet das für mich? Die Wahrsagerin sagt: *Die Freiheit*. Die Furcht zeigt mir den abwärts gerichteten Daumen. Meine Gedanken irren rastlos zwischen diesen Alternativen hin und her.

Diese Polarisierung der Möglichkeiten gibt meinem Leben eine dramatische Spannung von ganz besonderer fesselnder Art. Auf dem Bindestrich eines solchen »Entweder-Oder« zu voltigieren — das ist wie ein süßes, aber gefährliches Gift in den Adern zu haben. Bis jetzt sind die Leistungen des Artisten unterhaltsam, aber maßvoll gewesen. Jetzt bereitet sich, dem Telegraph zufolge, die große Schlußnummer vor. Wird es ein salto mortale oder ein salto vitale?

Die halb scherzhafte Form hier habe ich nicht gewählt, um meine Unruhe und meine Bangigkeit zu verbergen. Nein, mein Herz schlägt angstvoll bei diesen Gedanken: Werden die Nazis einen geschworenen Feind auslassen? Wird die Schuldigen am Tage vor der Abrechnung die Desperation

packen? Dann ist unser Leben und nicht zuletzt mein Leben nicht viel wert. Wir sind in Terbovens Hand. Das ist eine blutige Hand, und sie ist dazu verurteilt, abgehauen zu werden!

Mit diesen Gedanken bin ich jetzt vertraut — bis zu der positiven Vorstellung vom Exekutionskommando bei der Arbeit. Bald zittere ich auch nicht länger bei diesem Gedanken.

212. Tag

Sonnabend, den 2. September

Ein neuer Mann kam heute nacht. K. H. aus L. war zu Besuch in Oslo. Gestern abend war er betrunken, ging auf Mädchenjagd im Schloßpark — wurde von mehreren Deutschen in Zivil angehalten, mit zur Victoria Terrasse genommen, eine Stunde lang verhört und landete hier.

Das ist H.'s »vorläufige Erklärung«. Wir müssen sie bis auf weiteres für richtig annehmen.

213. Tag

Sonntag, den 3. September

Unser neuer Zellengenosse war natürlich nicht auf Mädchenjagd im Schloßpark. Seine »vorläufige Erklärung« war natürlich Tarnung. Er ist außerordentlich »impliziert«. Spionage steht zuoberst auf der Anklageschrift. Gestern mußte er zum Verhör. Er wurde auf die übliche Art und Weise terrorisiert — wurde geschlagen, bis er zusammenbrach, und mußte mit der Sprache herausrücken. Das Verhör ist noch nicht abgeschlossen.

Vor dem Krieg ist er Seemann gewesen. Walfang.

214. Tag

Montag, den 4. September

Erichsen ist und bleibt ein komplett unmöglicher Mensch — einer, der außerhalb aller Regeln für ein anständiges Betragen steht. Er ist unglaublich unwissend. Mir ist noch nie ein Mensch begegnet, der so unwissend war. Man wird mir wahrscheinlich nicht glauben, wenn ich Beispiele dafür anführe. Er weiß nicht, was ein Zentimeter ist. Für ihn klingt

das genau so wie irgendein anderes Längenmaß, ein Kilometer zum Beispiel . . . Er hat überhaupt nicht die geringste Vorstellung von Maßen, Gewichten oder Münzeinheiten . . .

Eine der Rollen, die neben dem Tagebuch gefunden wurden, enthält folgende Aufzeichnung:

Petter Moen fuhr heute nach Deutschland. Um 3 Uhr kamen sie und holten ihn, es war traurig, jetzt dorthin geschickt zu werden. Heute ist der 6. 9. 44. O.B.R.

Außer dem Tagebuch fand die Polizei unter dem Fußboden der Zelle eine Anzahl von Rollen, die im wesentlichen mathematische Probleme und sonstigen Stoff, mit dem Petter Moen sich während seines Aufenthaltes in der Möllerstraße 19 beschäftigte, enthielten. Daneben fand man auch einige wenige Rollen, die von seinen Zellengenossen gestochen worden waren. In der Rolle, deren Umhüllung mit R. E. gemerkt war, befanden sich drei Blätter mit mathematischen Berechnungen, ein leeres Blatt und eins mit dem folgenden Text:

Sterne hätten es sein müssen,
die deine Stirne schmückten,
als Spangen und Schließen
und Diademe im Haar,
darin silberhell leuchtend
und bleich blaßgolden
das Flimmern spielte, wie es
ein Nordlicht in den Abendraum sät.

Du bist die Origo meiner Sinne, in der alle Koordinaten
meines Wesens zusammenlaufen.